

JÖR G B U C H N A

Schwarzen Schafen geht ein Licht auf

B I B L I S C H E
R E D E W E N D U N G E N

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme
Schwarzen Schafen geht ein Licht auf/Jörg Buchna
1. Aufl. – Norden, Selbstverlag, 2004
ISBN 3-87542-046-2

2. Auflage 2005: 6.-8. Tausend

Copyright by Jörg Buchna,
Leipziger Straße 46, 26506 Norden,
Telefon (04931) 5315, Fax (04931) 16681.
E-Mail: joerg.buchna@yahoo.de

Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: Brune-Mettcker Druck- und Verlags-GmbH,
Am Markt 18, 26409 Wittmund

Vorwort

So manches gerät mit der Zeit in Vergessenheit. Dazu zählt auch der Ursprung von Redewendungen. Denn so geläufig uns diese auch sind, so unbekannt ist uns zumeist ihre biblische Herkunft.

Wie sehr unser alltäglicher Sprachschatz noch immer von der Bibel geprägt ist, wird sicherlich manchen Leser dieses Buches überraschen.

Bei der hier vorgenommenen (Sprach-) Schatzsuche wird man deshalb gewiss nicht ärmer, sondern reicher.

Jörg Buchna
Im August 2004

Inhalt

TIPP: Sie können mit einem Klick der linken Maustaste auf das gewünschte Kapitel direkt zur betreffenden Seite springen.

[Auf Herz und Nieren prüfen](#)
[Auf keinen grünen Zweig kommen](#)
[Bleibe im Lande und nähre dich redlich](#)
[Das schwarze Schaf](#)
[Den Kopf hängen lassen](#)
[Der Abschaum der Menschheit](#)
[Der werfe den ersten Stein](#)
[Die Zeichen der Zeit](#)
[Dienstbare Geister](#)
[Ein barmherziger Samariter](#)
[Ein Dorn im Auge sein](#)
[Ein Ende mit Schrecken](#)
[Ein Herz aus Stein](#)
[Ein Land, wo Milch und Honig fließt](#)
[Etwas ausposaunen](#)
[Gewissensbisse haben](#)
[Herrje, oh Jemine](#)
[Hier lasst uns Hütten bauen](#)
[Im Dunkeln tappen](#)
[In den Wind gesprochen](#)
[In einem Elfenbeinturm leben](#)
[In jemandes Fußstapfen treten](#)
[In sich \(hinein-\) fressen](#)

Jemand geht ein Licht auf
Jemandem das Leben sauer machen
Jemanden in der Hand haben
Jemanden unter seine Fittiche nehmen
Mehr Schulden als Haare auf dem Kopf
Neuer Wein in alte Schläuche
Nicht mehr wissen, wo rechts oder links ist
(Nicht) Von gestern sein
Niemand kann zwei Herren dienen
Ohne Ansehen der Person
Recht muss Recht bleiben
Seine Feuertaufe bestehen
Sich die Augen ausweinen
Sich einen Namen machen
Sich etwas zu Herzen nehmen
Über den Jordan gehen
Was du nicht willst, dass man dir tu'
Wer anderen eine Grube gräbt
Wes das Herz voll ist
Wider den Stachel löcken
Wie Sand am Meer
Wie seinen Augapfel hüten
Zum Halse heraushängen
Zum Himmel schreien

Jemandem geht ein Licht auf

Ich sehe noch immer die leuchtenden Augen unserer Tochter vor mir, als sie meiner Frau und mir strahlend verkündete: „Endlich habe ich das kapiert, endlich ist mir ein Licht aufgegangen, wie das mit dieser Sache in Chemie funktioniert.“ Die „Sache in Chemie“ war die Ableitung einer chemischen Formel, bei der die in dieser Beziehung unwissenden Eltern ihrer Tochter zuvor leider überhaupt nicht helfen konnten. Um so mehr freuten wir uns jetzt mit ihr über ihre „Erleuchtung“. Und erfreulich geht es zumeist zu, wenn Menschen endlich ein Licht aufgegangen ist und sich ihnen etwas erschlossen hat, was vorher im Dunkel ihrer Unkenntnis oder Unwissenheit verborgen war.

Um eine freudige Botschaft geht es auch bei dem, in dessen Mund sich diese Redewendung im Neuen Testament findet. Es ist Jesus, der zu Beginn seiner Wirksamkeit nach Matthäus (Kapitel 4, 15ff) Folgendes verkündet, wobei er Worte des Propheten Jesaja aufnimmt: „Das Land Sebulon und das Land Naftali, das Land am Meer, das Land jenseits des Jordans, das heidnische Galiläa, das Volk, das in Finsternis saß, hat ein großes Licht gesehen; und denen, die saßen am Ort und im Schatten des Todes, ist ein Licht aufgegangen.“

Christlicher Glaube bekennt Jesus als das „Licht der Welt“ (Johannes 8,12). Wem Christus als dieses Licht in seinem Leben aufgeht, der wird sein Leben nicht mehr als Spielball eines dunklen, ungewissen Schicksals ansehen müssen, das in der vernichtenden Kälte des Todes endet. Nein, wessen Leben durch Christus „Erleuchtung“ zuteil wurde, der lebt von der Gewissheit, dass unser Leben aus der Hand Gottes kommt und dereinst auch in diese Hand zurückkehrt. Von dieser vertrauensvollen Gewissheit wird sich derjenige, dem durch Christus ein Licht aufgegangen ist, auch dann nicht abbringen lassen, wenn das Dunkel des Leides und des Zweifels sich einmal über ihn herabsenkt. Denn auch in dieser und durch diese Dunkelheit leuchtet das Licht der Verheißung auf: „Es wird nicht dunkel bleiben über denen, die in Angst sind“ (Jesaja 8,23).

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Zum Himmel schreien

Gewohnheit stumpft ab. Und so nimmt mancher, der sich an unerquickliche Dinge, wie etwa den Lärm, hat gewöhnen müssen, diese schließlich unter Umständen gar nicht mehr als solche wahr. Auch an andere schlimmere Dinge kann der Mensch sich gewöhnen oder sich diese angewöhnen. So sind die Zeitungen voll von Berichten über Menschen, die tatenlos zuschauen, wie andere Menschen am helllichten Tag beraubt oder gar vergewaltigt werden. Solch lieblose Tatenlosigkeit wird dann zwar in der öffentlichen und veröffentlichten Meinung als zum Himmel schreiend gegeißelt. Aber dieser zum Himmel schreiende Ruf nach mehr Nächstenliebe wird zumeist rasch schon von der nächsten Sensationsmeldung übertönt. Doch was zum Himmel schreit, bleibt dort durchaus nicht ungehört. Das beweist jener Text, aus dem diese Redewendung stammt. Es ist die Geschichte von Kains Brudermord (1. Mose 4,1-16). Nachdem Kain seinen Bruder Abel getötet hatte, „sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel?“ Darauf erhält Gott von Abel die an Unverschämtheit nicht zu überbietende Antwort „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Doch diese sprichwörtlich gewordenen Worte, mit der Kain – und mit ihm viele nach ihm – sich aus der Schuld herausreden will, verfangen bei Gott nicht: „Er aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde.“ Die Schuld, die der Mensch vor Gott auf sich geladen hat, lässt sich also nicht einfach totsichweigen. Sie erhebt vielmehr ihre Stimme und schreit zum Himmel. Und so wird Kain von dem Land, das ihn eigentlich ernähren sollte und das er mit dem Blut seines Bruders tränkte, vertrieben. Aber trotz seiner Schuld bleibt Kain doch nicht gänzlich ohne den Schutz Gottes: „Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, dass ihn niemand erschlüge, der ihn fände.“

Für Christen ist nicht das Zeichen des Kain, sondern das Kreuz die Aufforderung Gottes an den Menschen, sich zu seiner zum Himmel schreienden Schuld zu bekennen. Und es ist zugleich die Zusage, dass ihm im Glauben an Christus Vergebung widerfährt, die ihm ein neues Leben mit Gott, seinem Nächsten und sich selbst eröffnet.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Ohne Ansehen der Person

„Die Kleinen hängt man und die Großen lässt man laufen“ – so sagt der Volksmund. Diese Worte spiegeln die Erfahrung wider, dass vor Gericht doch nicht alle Menschen gleich zu sein scheinen. Wer etwa mehr Geld hat, der kann sich Prozesse durch alle Instanzen leisten, die dem weniger Bemittelten gar nicht mehr offen stehen. Und eben auch die Tatsache, ob jemand höher oder niedriger gestellt ist, spielt bei der Urteilsfindung nach Volkes Meinung eine Rolle. Nach unseren Gesetzen dürfte dies freilich nicht so sein. Denn diese beruhen auf dem Rechtsgrundsatz, dass ein Urteil ohne Ansehen der Person gefällt werden muss. Einem Sozialhilfeempfänger muss deshalb das gleiche Recht zuteil werden wie einem Millionär.

Dieser Grundsatz der Gleichbehandlung aller Menschen vor Gericht findet sich schon im Alten Testament im 5. Buch Mose, wo es im Kapitel 1,17-18 heißt: „Beim Richten sollt ihr die Person nicht ansehen, sondern sollt den Kleinen hören wie den Großen und vor niemand euch scheuen; denn das Gericht ist Gottes.“ Weil Gott letztlich der Richter ist, soll und darf es, so wird uns hier gesagt, kein Ansehen der Person geben, denn vor Gott sind alle Menschen gleich. Dieser Gedanke, dass alle Menschen gleich unmittelbar zu Gott sind, also keiner einen Vorrang vor Gott für sich in Anspruch nehmen kann, wird auch im Neuen Testament aufgegriffen. Hier werden etwa im Epheserbrief die Herren der Sklaven mit folgenden Worten ermahnt (Epheserbrief 6,9): „Ihr Herren, lasst das Drohen; denn ihr wisst, dass euer und ihr Herr im Himmel ist, und bei ihm gilt kein Ansehen der Person.“ Dass Gott jeden Menschen ohne Ansehen der Person beurteilt, steht für den Apostel Paulus (Römerbrief 2,11) ebenso wie für den Schreiber des Petrusbriefs fest (1. Petrusbrief 1,17): „Und da ihr den als Vater anruft, der ohne Ansehen der Person einen jeden richtet nach seinem Werk, so führt euer Leben in Gottesfurcht.“ Der heutige Rechtsgrundsatz, dass ohne Ansehen der Person Recht gesprochen wird, geht also auf den Glaubensgrundsatz zurück, dass alle Menschen vor Gott gleich sind. Dieser begründet sich seinerseits letztlich in der Gottebenbildlichkeit eines jeden Menschen (1. Buch Mose 1,27): „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau.“

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Ein Dorn im Auge sein

Sich ärgern gehört zur menschlichen Natur. Als Ventil, dabei angestauten Dampf abzulassen, ist der Ärger gewiss auch nützlich. Wer den Ärger nämlich immer nur im wörtlichen wie übertragenen Sinn in sich hineinfrisst, der „platzt“ irgendwann einmal. Freilich, beschwerlich wird der Ärger dann, wenn er zur zweiten Natur eines Menschen geworden ist. Solche Menschen scheinen nur dann gesund zu sein, wenn sie sich über irgendetwas ärgern können. Das fängt schon morgens an, wenn das Wetter – gleichgültig, wie es gerade ist – eben doch nicht so ist, wie es eigentlich zu sein hätte. Das setzt sich fort bei der wieder einmal erwiesenen Unfähigkeit der Frau, ein Ei wunschgerecht weich zu kochen, und findet dann im weiteren Verlauf des Tages seine Fortsetzung in zahllosen anderen Dingen, die dem jeweiligen Menschen Anlass zum Ärger bieten, weil sie ihm ein Dorn im Auge sind. Zu diesen Dornen im Auge können dabei der Berufskollege, der natürlich wieder unpünktlich zur Arbeit erschien, genauso zählen, wie das Mittagessen in der Kantine, das wieder einmal unter aller Kanone war. Und wiewohl ein Dorn im Auge im direkten Sinne dieses Wortes natürlich sofort entfernt werden muss, weil er das Augenlicht bedroht, so ist von vielem, was solch Ärger-Menschen zu einem Dorn im Auge wird, doch wohl zu sagen, dass es sich dabei um Dinge handelt, die es verdienen würden, mit einem Augenzwinkern übergangen zu werden.

Etwas mit einem Augenzwinkern übergehen wollte nun doch nicht derjenige, in dessen Mund sich in der Bibel diese Redewendung findet. Es ist Gott selbst (4. Mose 33,55): „Wenn ihr aber die Bewohner des Landes nicht vor euch her vertreibt, so werden euch die, die ihr übrig lasst, zu Dornen in euren Augen werden und zu Stacheln in euren Seiten und werden euch bedrängen in dem Land, in dem ihr wohnt.“ Diese Worte richten sich an das Volk Israel, das das „gelobte Land“ nach Gottes Willen in Besitz nehmen soll: „Wenn ihr über den Jordan gegangen seid in das Land Kanaan, so sollt ihr alle Bewohner vertreiben vor euch her und alle ihre Götzenbilder und alle ihre gegossenen Bilder zerstören und alle ihre Opferhöhen vertilgen und sollt das Land einnehmen und darin wohnen; denn euch habe ich das Land gegeben, dass ihr's in Besitz nehmt“ (4. Mose 33,51-53). Solche Worte aus dem Munde Gottes mögen uns nun ihrerseits ein Dorn im Auge, ein Ärgernis sein. Wir sollten ihm nicht ausweichen.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Das schwarze Schaf

In jeder „guten Familie“ gibt es fast immer auch ein „schwarzes Schaf“. Das eine bedingt vielleicht

sogar das andere. Wie anders ließe es sich erklären, dass gerade in Familien, wo alle anderen so gut geraten sind, sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine oder einer findet, der meint, seine Ungeratenheit allen anderen Familienmitgliedern sichtbar und nachdrücklich beweisen zu müssen?! Familien-Romane, in deren Mittelpunkt ein solches „schwarzes Schaf“ steht, gibt es zuhauf.

Das zweibeinige „schwarze Schaf“ als Bezeichnung und Symbol für einen in den Augen seiner Mitmenschen ungeratenen Menschen verdankt seinen biblischen Ursprung seinem vierbeinigen Namensvetter. Auch diese standen und stehen in keinem hohen Ansehen, da man eigentlich ausschließlich weiße Wolle von Schafen zu gewinnen wünscht. Diese lässt sich nämlich später je nach Wunsch leicht einfärben. Dennoch hatte es Jakob, der Stammvater Israels, so berichtet es uns die Bibel, ausgerechnet auf schwarze Schafe abgesehen. Jakob wollte diese schwarzen Schafe als Lohn für die Dienste, die er seinem Onkel Laban in vielen Jahren erbracht hatte. Diese Dienste hatte Jakob freilich auch wegen der beiden Töchter des Labans, Lea und Rahel, ableisten müssen. Nachzulesen ist dieses alles im 1. Buch Mose, in den Kapiteln 29 und 30. Der Text, vom dem sich unsere Redewendung vom „schwarzen Schaf“ ableitet, findet sich dort in Kapitel 30, Vers 32, wo Jakob von sich sagt: „Ich will heute durch all deine (Labans) Herden gehen und aussondern alle gefleckten und bunten Schafe und alle schwarzen Schafe und die bunten und gefleckten Ziegen. Was nun bunt und gefleckt sein wird, das soll mein Lohn sein.“

„Bunte und gefleckte Schafe“, „schwarze Schafe“, die Jakob sich da als Lohn von Laban erbat, begründeten dann den späteren Wohlstand Jakobs. Von dieser positiven Bewertung der vierbeinigen schwarzen Schafe in der Bibel findet sich im heutigen Sprachgebrauch vom „schwarzen Schaf“ freilich nichts mehr – es sei denn, es hätte sich mit der Zeit in der Wolle von schwarz auf weiß gefärbt...

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Recht muss Recht bleiben – Unrecht Gut gedeiht nicht

Schnell erzählt ist manche Filmhandlung: Er liebt sie. Sie liebt aber einen anderen. Der aber wiederum liebt sie nicht. Und so finden er und sie sich zum „happy end“ doch, weil der andere ja ohnehin nichts taugte. Auch der Inhalt eines klassischen amerikanischen Western lässt sich sehr kurz zusammenfassen: Unrecht Gut gedeiht nicht, weil Recht Recht bleiben muss. Nicht zufällig, so will mir scheinen, besteht diese Inhaltsangabe aus zwei Bibelzitatzen (Sprüche 10,2 und Psalm 94,15). Denn die Wertvorstellungen, die im Western vermittelt werden, sind ja die jener Pionier-Generation, die ihrerseits ganz wesentlich von einer starken, bisweilen auch starren, puritanischen Frömmigkeit geprägt war. Nun dauert es selbst im Western seine Zeit, bis das Recht sich gegenüber denen Geltung verschafft hat, die sich mit Unrecht Dinge oder gar Personen zu Eigen gemacht haben. Aber da ein Film in der Regel nicht länger als zwei Stunden dauert, darf der Zuschauer gewiss sein, dass spätestens nach dieser Zeit und einem entsprechenden „Show down“ des gerechten Helden mit dem üblen Bösewicht die Welt wieder in Ordnung ist.

Die Wirklichkeit sieht da oft doch ganz anders aus. Bisweilen scheint sich die Spruchweisheit „Unrecht Gut gedeiht nicht“ oder „Unrecht Gut tut selten gut“ keineswegs zu bewahrheiten. Diese Lebenserfahrung spiegeln gerade auch die Psalmen wider. Hier wird Gott deshalb ein um das andere Mal von den Betern aufgerufen, ihnen Recht zu verschaffen gegenüber denen, die das Recht, also Gottes Willen, durch ihr Tun verhöhnen. Das kann denn etwa in unserem 94. Psalm so klingen: „Erhebe dich, du Richter der Welt, vergilt den Hoffärtigen, was sie verdienen“ (Vers 2). Recht muss Recht bleiben – dieser Satz funktioniert also nicht aus sich selbst heraus. Das Recht, der Wille Gottes, wie er sich etwa in den Zehn Geboten und dem Gebot der Nächstenliebe ausspricht, wurde und wird immer wieder in dieser Welt mit Füßen getreten. Dass es wieder auf die Beine kommt und sich gegenüber dem Unrecht durchsetzt, dazu bedarf es allerdings anders als im Western weniger rauchender Colts als vielmehr glühender Herzen, die mit ihrem langen Atem dieser oft so gottvergessenen Welt den Atem der Liebe Gottes einzuhauchen versuchen. Das dauert länger als ein Western-Film. Und ein „happy end“ ist dabei auch keineswegs in jedem Fall garantiert.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Herrje, oh Jemine!

„Oh Jemine, oh Jemine, nun hast Du Omas schöne alte Vase kaputt gemacht!“ „Herrje, was kann ich denn dafür, dass dieses Ding mir so im Weg stand!“ Solche oder ähnliche Sätze gehen uns ganz geläufig über die Lippen. Nur wenige dürften sich dabei allerdings bewusst sein, wen sie da eigentlich mit und bei ihren Ausrufen anrufen.

Der zumeist mit einem ärgerlichen Unterton verbundene Ausruf „Herrje“ oder „Herrje noch mal“, ist nämlich die Abkürzung von „Herr Jesus“. Und die Worte „Herr Jesus“, im Sinne der Anrede, verbergen sich auch hinter dem „Oh Jemine!“. Denn diese Worte sind eine Zusammenziehung des lateinischen „Jesu domine“ = Herr Jesus!

In der Bibel findet sich diese Anrede Jesu als „Herr“ häufig in der Verbindung mit der Bitte „Herr, hilf“. So etwa in der Erzählung von der Stillung des Sturmes (Matthäus 8,25) oder in der von der kanaänischen Frau (Matthäus 15,12). Und auch der „ungläubige Thomas“ fasst seine Erkenntnis in das stammelnde Gebet „Mein Herr und mein Gott“ (Johannes 20,28) zusammen.

Jedes „Herrje“ oder „Herr Jemine“, das von uns gedankenlos ausgerufen wird, könnte uns also erinnern, bei wem wir in Wahrheit mit dem, was uns da gerade bewegt, an der richtigen Adresse wären. Versuchen wir es doch einfach mal mit ihr. Die nächste Gelegenheit kommt bestimmt. Und lassen wir uns dann nicht dadurch abhalten, dass wir meinen, wir seien in Glaubensdingen schon zu sehr aus der Übung. Da gab es schon einmal jemanden, der rief: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ (Markus 9,24). Es war seine Antwort auf Jesu Verheißung: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt“ (Markus 9,23). Diese Verheißung ist zu wertvoll, als dass man es nicht mit ihr wagen sollte. Und sei es eben so: „Herr Jesus, ich glaube, hilf meinem Unglauben.“

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Wie seinen Augapfel hüten

Die Welt ist voller Gefahren. Gerade für kleine Kinder gilt das. Vor allem die Nacht mit ihrer Dunkelheit und den oft so unheimlichen Geräuschen ängstigt die kleinen Herzen. Gut ist es da, wenn man dann etwas Vertrautes bei sich hat, was einem das Gefühl der Geborgenheit gibt. Kleine Kuscheltiere, insbesondere Teddies, sind deshalb für viele Kinder unverzichtbare Begleiter. Wehe demjenigen, der sich an ihnen „vergreift“. Er wird zu spüren bekommen, dass solch ein Teddy nicht eine tote Materie ist, sondern ein höchst lebendiges Wesen, das von seinem jeweiligen Besitzer als ein kostbares Gut gehütet wird wie sein Augapfel. Jeder Teddy darf also gewiss sein, sich in guten Händen zu befinden. Um diese Gewissheit, sich in guten Händen zu befinden, geht es auch in jenen Texten der Bibel, die davon reden, dass Gott Menschen hütet wie seinen Augapfel. So wird etwa in dem Lied des Mose von Jakob, dem Stammvater Israels, berichtet (5. Buch Mose 32, 10): „Gott umfing ihn und hatte acht auf ihn. Er behütete ihn wie seinen Augapfel.“ Und der Beter des 17. Psalms wendet sich in seiner Bedrängnis an Gott mit der Bitte: „Behüte mich wie einen Augapfel im Auge.“ Wo immer Menschen diese Bitte an Gott richten, da wird ihr Ruf nicht ungehört verhallen. Denn Gott, der Vater, ist ein Liebhaber seiner Geschöpfe, die ihm kostbar sind wie der Augapfel im Auge. Dass das Leben seiner Töchter und Söhne gelingen und bewahrt bleiben möge – diese Verheißung ist über einem jeden Menschenleben ausgesprochen. Im Munde Christi klingt das so. „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende“ (Matthäus 28,20). Ein Leben, das sich auf diesen Begleiter einlässt, darf sich in guten Händen wissen. Bei Tag und auch bei Nacht. Und auch dann noch, wenn der Teddy „ausgedient“ hat.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Der Abschaum der Menschheit

Wer vom „Abschaum der Menschheit“ spricht, wird dabei kaum den Apostel Paulus vor Augen haben. Aber dennoch ist es so, dass diese Wortprägung auf ihn zurückgeht. Im ersten Brief an die Gemeinde in Korinth spricht Paulus von sich und anderen Apostel zunächst so (Kapitel 4, Vers 9): „Ich denke, Gott hat uns Apostel als die Allergeringsten hingestellt, wie zum Tode Verurteilte. Denn wir sind ein Schauspiel geworden der Welt.“ Und abschließend sagt er dann von sich und den anderen Aposteln: „Wir sind geworden wie der Abschaum der Menschheit, jedermanns Kehricht, bis heute“ (Vers 13). Wenn Paulus sich hier als Abschaum der Menschheit und jedermanns Kehricht, also als den letzten Dreck bezeichnet, dann ist das zum einen auf dem Hintergrund der Gemeinde in Korinth zu verstehen. Da gab es nämlich Leute, die sich durch ihren Glauben schon den alltäglichen Dingen entnommen wähnten (Vers 8). Dem abgehobenen Glaubens-Enthusiasmus seiner Widersacher in Korinth setzt Paulus deshalb die sehr bodenverhaftete Existenz seines täglichen Apostel-Wirkens entgegen: „Wir sind Narren um Christi willen, ihr aber seid klug in Christus; wir schwach, ihr aber seid stark; ihr herrlich, wir aber verachtet. Bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst und Blöße und werden geschlagen und haben keine feste Bleibe und mühen uns ab mit unserer Hände Arbeit. Man schmäht uns, so segnen wir, man verfolgt uns, so dulden wir's“ (Vers 10-12). Doch wenn der Apostel Paulus von sich und den anderen Aposteln als „Abschaum und letzten Dreck“ spricht, dann erklärt sich das nicht nur auf dem Hintergrund seiner „abgehobenen“ Gegner in Korinth. Vielmehr will Paulus mit seiner Redeweise auch grundsätzlich deutlich machen, dass der Knecht, der Apostel, nicht über seinem Meister, Christus, ist. Nicht der Triumph und die Herrschaft sind deshalb den Christen hier auf Erden verheißen, sondern eine Nachfolge, die immer eine Nachfolge des Gekreuzigten und damit eine Nachfolge in der Niedrigkeit ist. Dort unten, ganz unten, werden Christen dann jene Menschen, die in den Augen vieler der letzte Dreck sind, die Nähe Gottes spüren lassen (Psalm 138,6). Und sie werden sich bisweilen durchaus auch, weil sie sich mit diesen Menschen gemein machen, als „Abschaum der Menschheit“ beschimpfen lassen müssen. Sie wären dann mit dem Apostel Paulus in guter Gesellschaft – nämlich in der ihres Herrn und Meisters.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Etwas ausposaunen

Die Medien, ob Presse, Rundfunk, Fernsehen oder Internet, bestimmen in unseren Tagen ganz wesentlich das Leben der Menschen. Für Politiker etwa ist es unerlässlich, sich in den Medien gut zu „verkaufen“. Mindestens ebenso trifft dies auf die Stars und Sternchen aus der Unterhaltungs-Branche zu. Für sie gilt frei nach Descartes' „Ich denke, also bin ich“ der Satz: „Ich bin, wenn ich im Fernsehen bin“. Und dort wird, vor allem in Talk-Shows, alles Mögliche und oft auch alles Unmögliche dem Publikum präsentiert, das sich da nicht selten am Unglück anderer weiden kann. Man mag dafür die Medien schelten wollen. Aber ohne die Neigung vieler Menschen, zu denen wir gelegentlich wohl selbst gehören, immer wieder etwas in der Öffentlichkeit auszuposaunen oder ausposaunen zu lassen, würde es viele Medien-Branchen gar nicht geben. Hinter diesem Ausposaunen steht letztlich der Wunsch des Menschen nach Anerkennung für das, was er tut. Und gerade, wenn er etwas Gutes getan hat, soll das dann die Öffentlichkeit auch wissen.

Diese Einstellung, die auch von den Frommen zur Zeit Jesu geteilt wurde, stieß bei Jesus allerdings auf wenig Gegenliebe, wie wir im Matthäus-Evangelium erfahren können (Matthäus 6,1+2): „Habt acht auf eure Frömmigkeit, dass ihr die nicht übt vor den Leuten, um von ihnen gesehen zu werden; ihr habt sonst keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel. Wenn du nun Almosen gibst, sollst du es nicht vor dir ausposaunen lassen, wie es die Heuchler tun in den Synagogen und auf den Gassen, damit sie von den Leuten gepriesen werden.“

Wie man in Wahrheit Gutes tun soll, fordert Christus mit Worten, die bis heute sprichwörtlich geblieben sind: „Wenn du aber Almosen gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut, damit dein Almosen verborgen bleibe; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten“ (Matthäus 6,3+4).

Die Gabe an den Nächsten ist also etwas, das ohne Berechnung erfolgen sollte. In ihr äußert sich eine Liebe, in der der Mensch nicht mehr nach sich selbst fragt, weil er sich um der geringsten seiner Brüder und Schwestern willen (Matthäus 25,40) aus den Augen verlor.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein

Schadenfreude ist die schönste Freude – so sagt man. Dass der Mensch sich am Schaden eines anderen oft so erfreuen kann, liegt wohl daran, dass der Mensch eher ein Neider als ein Gönner ist. Wenn er dem anderen etwas gönnt, dann ist es eben nicht selten dies: dass dieser einmal so richtig auf die Nase fallen möge – vor allem, wenn er dieselbe immer so hoch trägt. Gegenstand der Schadenfreude sind aber auch jene, die gerne gegen andere Intrigen spinnen. Wenn nämlich deren Fäden, die sie gegen andere gesponnen haben, als Lügengespinnt entlarvt werden und sie sich dafür verantworten müssen, kommt Freude auf. Und nicht selten fallen dann die schadenfrohen Worte: „Ja, ja, wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Von Schadenfreude spricht nun allerdings jener Psalm, aus dem diese Redewendung stammt, mit keinem Wort. Der Mensch, der da betet, leidet vielmehr unter seinen Feinden (Psalm 7,2+3): „Auf dich, Herr, mein Gott, traue ich! Hilf mir von allen meinen Verfolgern und errette mich, dass sie nicht wie Löwen mich packen und zerreißen, weil kein Retter da ist.“

Im Gespräch, im Gebet mit Gott, in dem er um seine Gerechtigkeit vor Gott ringt, kommt der Psalmist zu der Gewissheit, dass der „Gottlosen Bosheit“ (7,10) sich selbst richtet. Demnach zieht die gute Tat ebenso den Lohn nach sich wie die böse Tat die Strafe. Und darum steht für den Psalmisten fest (7,15+16): „Siehe, er (der Böse) hat Böses im Sinn, mit Unrecht ist er schwanger und wird Lüge gebären. Er hat eine Grube gegraben und ausgehöhlt – und ist in die Grube gefallen, die er gemacht hat.“ Auf Grund dieses Gesetzes der Vergeltung ist für den Psalm-Beter die Welt wieder in Ordnung.

Christlicher Glaube sieht durch Christus dieses Gesetz durchbrochen. Die durch ihn geschenkte Vergebung eröffnet auch dem in die Grube Gefallenen neue Wege. Die Freude darüber könnte eigentlich noch schöner sein als die Schadenfreude.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Mehr Schulden als Haare auf dem Kopf

Dass heute viele Menschen hoch verschuldet sind, davon wissen die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Schuldnerberatungsstellen etwa des Diakonischen Werkes ein Lied mit vielen oft recht traurigen Strophen zu singen. Von nicht wenigen, die da in die Beratungsstellen kommen, ließe sich sicherlich sagen, dass sie mehr Schulden als Haare auf dem Kopf haben. Auf Hilfe sind sie deshalb dringend angewiesen. Die bekommen sie dann in kompetenter Weise in den Beratungsstellen. Zu dieser Kompetenz gehört auch immer die Frage nach den Ursachen der Verschuldung. Nur wo diese abgeklärt wird, kann dauerhaft geholfen werden. Dass dabei Verschuldung und Schuld oft in einem Zusammenhang stehen – sei es im Sinne der eigenen Schuld oder der Schuld anderer – zeigt die Lebenserfahrung.

Von seiner eigenen Schuld vor Gott spricht auch der, der sich in der Bibel dazu bekennt, dass er seine Sünden nicht mehr überblicken könne: „Ihrer sind mehr als Haare auf meinem Haupt“ (Psalm 40,13). Angesichts dieser Last seiner Schuld, seiner Sünde, ist er verzagt und fleht zu Gott: „Eile, Herr, mir zu helfen.“ Auf Gott setzt er in allem und trotz allem sein Vertrauen, denn dieser Gott hat ihn „aus lauter Schmutz und Schlamm“ gezogen und wird dies auch wieder tun. Wohl dem also, der seine Hoffnung auf diesen Gott setzt (Vers 5). „Ich bin arm und elend: der Herr aber sorgt für mich“ – so bekennt der Psalmbeter abschließend. Mag es sich nun um die Bewältigung von Schulden oder von Schuld handeln, gut ist es da allemal, jemanden an seiner Seite zu haben, der sich zu uns neigt und unser Schreien hört (Psalm 40,1).

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Jemanden unter seine Fittiche nehmen

„Beziehungen schaden nur dem, der sie nicht hat“ – so hörte ich es einmal aus berufenem Munde. Das war also jemand, der es auf der Karriereleiter ganz nach oben gebracht hatte. Volkes Stimme spricht in solchen Fällen davon, dass da ganz schön viel „Vitamin B“ im Spiel gewesen sei. Wobei „Vitamin B“ hier eben für „Beziehungen“ steht. Ja, und diejenigen, die behilflich dabei waren, dass jemand aufsteigen konnte, reden dann gern davon, dass man jemanden ein wenig unter seine Fittiche genommen habe, der es auch verdient habe und ansonsten ohnehin aufgestiegen wäre.

Von Aufstieg und Karriere wird nun im ursprünglichen Zusammenhang dieser Redewendung überhaupt nicht gesprochen. Ganz im Gegenteil. Hier, in Psalm 91, ist von denen die Rede, die Zuflucht suchen aus Lebensgefahr. Ihnen wird zugesagt, dass sie mit ihrer Not bei Gott an der richtigen Adresse sind. Konkret denkt der Psalmist dabei an den Tempel in Jerusalem, wo dem Bedrängten durch Gott Schutz und Zuflucht zuteil wird: „Er wird dich mit seinen Fittichen decken und Zuflucht wirst du haben unter seinen Flügeln“ (Psalm 91,4). In dem Bild von den Fittichen, unter denen Gott den Schutzsuchenden bewahrt, wird übrigens auf die Flügel der Cherubine angespielt, die sich im Tempel in Jerusalem auf der Bundeslade mit den Zehn Geboten befanden. Wer dort diese unmittelbare Nähe Gottes erfahren durfte, der spricht zu dem Herrn: „Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott auf den ich hoffe.“ Zu diesem Vertrauen, das sein Leben bei Gott aufgehoben weiß, hat auch Christus durch seine Verkündigung die Menschen bewegen wollen. So sagt er im Anblick von Jerusalem (Matthäus 23,37): „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küken versammelt unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt.“ Diese Einladung Gottes, uns in und durch Christus Heil und Geborgenheit für unser Leben in Zeit und Ewigkeit schenken zu lassen, besteht auch weiter. Angesichts von allen möglichen und unmöglichen Schlupfwinkeln, in die wir uns mit unseren Lebensängsten verkriechen, wäre es sicherlich nicht falsch, uns von Gott unter seine Fittiche nehmen zu lassen. Ein besonderes „Vitamin B“ wäre dafür nicht erforderlich. Eher schon ein „Vitamin C“ = Christus.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Sich die Augen ausweinen

„Liebeskummer lohnt sich nicht, my darling; schade um die Tränen in der Nacht“, so versuchte einst ein Schlager die Teens und Twens zu trösten. Aber wenn es wirklich „sie“ oder „ihn“ richtig erwischt hat, zumal beim ersten großen Liebeskummer, da fließen dann schon die Tränen. Und nicht nur in der Nacht. Jede und jeder von uns kann sich daran wohl nur allzu gut erinnern, welch' Herzeleid das bedeutete, wenn „er“ oder „sie“ auf einmal mit einer anderen beziehungsweise einem anderen ging. Natürlich lohnt sich Liebeskummer nicht. Welcher Kummer tut das schon?! Aber er ist dann ja einfach da. Und will heraus aus Leib und Seele. Ja, und da weint man sich schon in manch Tränen überfluteten Stunden die Augen aus nach seiner ersten großen Liebe.

Nicht nur die erste große Liebe, sondern sozusagen die einzige große Liebe betrauert der Mann, der in der Bibel von sich sagt: „Ich habe mir fast die Augen ausgeweint.“ Diese Worte finden sich in den Klageliedern (Kapitel 2, Vers 11). Nach jüdischer Tradition sind sie vom Propheten Jeremia nach der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier im Jahre 587 vor Christus gedichtet worden. In bewegenden und bewegten Worten beklagt Jeremia das Schicksal seiner einzigen geliebten „Tochter Zion“: „Du, Jungfrau, Tochter Zion, wem soll ich dich vergleichen, damit ich dich tröste? Alle, die vorübergehen, klatschen in die Hände, pfeifen und schütteln den Kopf über die Tochter Jerusalem: Ist das die Stadt, von der man sagte, sie sei die allerschönste, an der sich alles Land freut?“ (2,13+15). Doch dieses Leid hat Jerusalem nicht von ungefähr getroffen: „Deine Propheten haben dir trügerische und törichte Gesichte verkündet und dir deine Schuld nicht offenbart, wodurch sie dein Geschick abgewandt hätten“ (2,14). Und so ist das Gericht Gottes über Jerusalem gekommen (2,17). Was bleibt da für die geliebte Tochter Jerusalem, die geliebte Tochter Zion, noch zu tun? Dies: „Schreie laut zum Herrn, klage, du Tochter Zion, lass Tag und Nacht Tränen herabfließen wie einen Bach. Schütte dein Herz aus vor dem Herrn wie Wasser“ (2, 18+19).

Vor Gott also will das Leid, der Kummer, die Klage gebracht sein. Die Bäche von Tränen, die sich aus uns ergießen, wenn wir uns die Augen ausweinen, können das vor Gott ausgeschüttete Herz frei

machen für diese Erkenntnis: „Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn hoffen“ (Klagelieder 3,26). So kann sich Liebeskummer, und nicht nur der, dennoch für uns „lohnen“.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Bleibe im Lande und nähre dich redlich

Manche Leute zieht es immer wieder hinaus. Von Seemännern sagt man etwa, dass sie das Fernweh treibe. Aber auch manch andere halten es einfach nicht zu Hause aus. Sie werden dann oft umtriebiger genannt, weil sie ständig „auf Tour“ zu sein scheinen. Ortsfestere Gemüter blicken auf solche Menschen nicht selten sogar mit ein wenig Misstrauen. Ihnen ist die Vorstellung, sich ständig auf neue Situationen und Menschen einstellen zu müssen, einfach unangenehm. Ihr Lebensmotto ließe sich mit den Worten zusammenfassen: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“ Lieber also zu Hause in den gewohnten ordentlichen Verhältnissen leben, als ein ungewisses Glück in weiter Ferne suchen – so lautet hier die Devise.

Zu solch einem Verständnis des Lebens fordert jener biblische Text, in dem diese Redewendung begegnet (Psalm 37), überhaupt nicht auf. Hier geht es nämlich nicht darum, ob man sein Glück zu Hause findet oder es doch lieber in der Fremde suchen sollte. Nein, die Worte „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ werden hier vielmehr dem als Mahnung und Wegweisung zugesprochen, der sich über „Das scheinbare Glück der Gottlosen“, so die Überschrift in der Luther-Bibel, entrüstet. Der unmittelbare Zusammenhang, in dem diese Redewendung dort steht, lautet so: „Entrüste dich nicht über die Bösen, sei nicht neidisch auf die Übeltäter. Denn wie das Gras werden sie bald verdorren, und wie das grüne Kraut werden sie verwelken. Hoffe auf den Herrn und tu Gutes, bleibe im Lande und nähre dich redlich. Habe deine Lust am Herrn; der wird dir geben, was dein Herz wünscht“ (Psalm 37,1-4). Diese Redewendung will also in seinem ursprünglichen Zusammenhang dies sagen: Du brauchst dich durch das Glück derer, die nach Gott nicht fragen, nicht irre machen zu lassen. Sie haben ihren Lohn schon dahin. Bleibe du nur ruhig und vertraue auf Gott, der es gut mit dir meint. Er kennt dein Herz und wird dich gewiss nicht zu kurz kommen lassen. Darum: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen und wird deine Gerechtigkeit heraufführen wie das Licht und dein Recht wie den Mittag. Sei stille dem Herrn und warte auf ihn“ (Psalm 37,5-7). Diese Verse, die sozusagen die „Ausführungsbestimmungen“ zu dieser Redewendung darstellen, sind von Paul Gerhardt in einem Lied aufgenommen worden, das bis heute zu den meist gesungenen zählt: „Befiehl du deine Wege.“ Wer im Lande bleiben und sich nach Gottes Willen redlich nähren will, der wird in diesem Lied immer wieder reichlich „Proviant“ finden. Nicht zuletzt etwa in folgenden Worten: „Dem Herren musst du trauen, wenn dir's soll wohlgehen; auf sein Werk musst du schauen, wenn dein Werk soll bestehen. Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein lässt Gott sich gar nichts nehmen, es muss erbeten sein.“

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Auf keinen grünen Zweig kommen

Wünsche gehören zum Leben. Das gilt nicht nur für die Kinder. Und auch nicht nur zu Weihnachten. Nein, das gilt auch für die Erwachsenen – zu allen Zeiten. Denn zu jedem Wunsch gehört auch die Hoffnung auf Erfüllung. Wo diese sich ereignet, da kann ein Mensch in dieser Erfüllung zugleich auch erfahren, dass sein Leben gehalten ist. Nun gehen freilich nicht alle Wünsche in Erfüllung, weil eben nicht alle Blütenträume reifen. Das kann für die berufliche Karriere ebenso gelten wie für eine sportliche Ambition. Und wenn jemand feststellen muss, dass er das gesteckte Ziel nicht wird erreichen können, dann wird man ihm bescheinigen, dass er auf keinen grünen Zweig mehr kommen wird. Wer nach der biblischen Ableitung dieser Redewendung sucht, wird im Buch Hiob fündig. Hier wird im 15. Kapitel ausführlich (Vers 20ff) das Schicksal derer beschrieben, die von Gott nichts wissen wollen. Von dem, der zur „Rotte der Ruchlosen“ gehört, heißt es dann unter anderem in Vers 32: „Er (der Lohn) wird ihm voll ausgezahlt werden noch vor der Zeit, und sein Zweig wird nicht mehr grünen.“ Auf keinen grünen Zweig wird, so sagt es dieser Text aus dem Hiob-Buch, jener Mensch mehr kommen, der nach Gott nicht fragt.

Nun wird man freilich schwerlich sagen können, dass derjenige, dem der erhoffte Erfolg versagt bleibt und der auf keinen grünen Zeig mehr kommt, darin eine Strafe Gottes sehen muss. Die Erfahrung des Glaubens zeigt, dass Gott besser als wir weiß, was für uns gut ist. Und weil sein Wille für uns der bessere ist, kann derjenige, der in einer bestimmten Beziehung auf keinen grünen Zweig mehr gekommen ist, gerade dadurch auf so viele andere grüne Zweige im Baum seines Lebens gelangt sein, von denen er sich vorher nichts hat träumen lassen.

(Der Vollständigkeit halber sei hier noch eine andere Herleitung dieser Redewendung erwähnt. Diese nimmt auf einen alten Rechtsbrauch Bezug, nach dem der Käufer eines Grundstücks vom Vorbesitzer dieses Landes als Symbol einen grünenden Zweig ausgehändigt bekam oder diesen als Markierungszeichen auf dem von ihm erworbenen Land vorfand.)

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Wes das Herz voll, des geht der Mund über

Wir waren bei Bekannten zu Besuch. Plötzlich stürzten ihr achtjähriger Sohn und ihre fünfjährige Tochter ins Zimmer. Und wie aus einem Munde riefen sie: „Mama, Papa, wir müssen euch was erzählen! Das war ja so toll!“ Und dann sprudelten die Worte auch nur so aus ihnen heraus. Sie mussten das eben Erlebte, eine Fahrt in einem prächtigen alten Karussell, unbedingt gleich loswerden. Als die beiden Kleinen dann endlich alles berichtet und sich zu neuen Abenteuern auf den Weg gemacht hatten, meinte die Mutter: „Ja, wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“

Und nicht nur bei Kindern kann man seine Freude haben, wenn man ihnen zuhört bei dem, wovon ihr Herz so voll ist, dass ihr Mund darüber einfach nicht schweigen kann. Auch das Herz eines Erwachsenen, das vor Freude überfließt, kann die vielleicht gerade ein wenig ausgedorrte Lebenslandschaft eines anderen Menschen wieder zum Erblühen bringen. Verschwiegen sei freilich nicht, dass es Herzen gibt, die ständig am Überfließen sind. Und was da an überfließendem Überflüssigen aus dem Munde herauskommt, hätte am Besten die Kammern des Herzens nie verlassen.

Neben von Gutem oder auch Belanglosem kann bisweilen das Herz aber auch von üblem Unrat überfließen. Im Munde Jesu, der die Herzen der Menschen kennt, hört sich das so an (Matthäus 12,34+35): „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens; und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus seinem bösen Schatz.“

Schatzkammern des Guten wie des Bösen können unsere Herzen also sein. Und gewiss ist es wohl so, dass sie nie nur immer das eine oder das andere sind. In jedem Fall wäre es deshalb hilfreich, sich die abschließende Mahnung Jesu zu Herzen zu nehmen: „Ich sage euch aber, dass die Menschen Rechenschaft geben müssen am Tage des Gerichtes von jedem nichtsnutzigen Wort, das sie geredet haben“ (Matthäus 12,36).

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Ein Land, wo Milch und Honig fließt

Vom Träumen allein ist noch keiner satt geworden. Aber dennoch schöpfen viele aus dem Brunnen ihrer Träume jenes Wasser, das ihnen hilft, die Durststrecken auf dem Weg durch die Wüsten ihres Lebens zu überwinden. Ohne den Traum von einem besseren, gerechteren Leben gäbe es keine Veränderung. Und viele Träume gehen ja auch immer wieder tatsächlich in Erfüllung. Manch einer fühlt sich dann, wenn er im übertragenen wie vielleicht auch wörtlichen Sinn am Ziel seiner Träume angekommen ist, wie in einem Land, da Milch und Honig fließt.

Nicht nur träumen, sondern auf eine Verheißung Gottes durften sich die verlassen, denen ursprünglich solch ein Land zugesagt wurde, in dem alles reichlich vorhanden war und in dem es sich deshalb trefflich leben ließ. Es war das Volk Israel, dem Gott bei der Berufung Mose aus dem brennenden Dornbusch dies zusprach: „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen und ihr Geschrei über ihre Bedränger gehört; ich habe ihre Leiden erkannt. Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie herausführe aus diesem Lande in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch und Honig fließt“ (2. Buch Mose 3,7+8). In der Tat gelangte das Volk Israel, wenn auch erst nach einer vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste, in das „Gelobte Land“ nach Kanaan.

Zwischen einer Verheißung Gottes und seiner Erfüllung können also, so sagt es uns die Bibel, beschwerliche Fußmärsche durch unwegsames und unwirtliches Land liegen. Gut ist es da für uns, nicht immer nur auf uns und unsere Möglichkeiten zu schauen, sondern den Gott im Blick zu behalten, der uns zwar zum einen in aller Deutlichkeit dies wissen lässt (Jesaja 55,8): „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege.“ Zum anderen dürfen wir uns aber auch hierauf verlassen: „Das Wort, das aus meinem Munde geht, wird nicht leer zu mir zurückkommen, sondern wird tun, was mir gefällt, und ihm wird gelingen, wozu ich es sende“ (Jesaja 55,11).

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Gewissensbisse haben

Nicht nur nachts können sie einem den Schlaf rauben, auch am Tage können sie quälend sein: Gewissensbisse. Diese Bisse des Gewissens hinterlassen zwar keine Wunden auf unserer Haut. Unsere Seele trägt aber häufig genug blaue Flecken davon, weil wir uns von unserem Gewissen so gezwackt fühlen. Die Ursache für diese Pein besteht zumeist darin, dass unser Gewissen uns sagt: Du hast da jemandem Unrecht getan und bist an ihm schuldig geworden. Das kann etwa dadurch geschehen sein, dass wir unseren Kindern vorgeworfen haben, nicht genug für eine Klassenarbeit geübt zu haben, obwohl sie, wie sich herausstellte, wirklich dafür gepaukt hatten. Oder aber wir geben unserer Frau die Schuld dafür, dass soviel Unordnung im Haus herrscht – und haben doch vor allem selbst durch unsere eigene Unordnung zu dem Durcheinander beigetragen. Woher unser Gewissen seine Maßstäbe nimmt, nach dem es unser Verhalten beurteilt, darüber können Soziologen und Psychologen sich ausführlich verbreiten. Als Christ wird man sagen, dass der Wille Gottes die Maßstäbe setzt, an denen sich unser Gewissen orientiert. Und wenn wir diesem Willen Gottes zuwider handeln, dann haben wir eben kein gutes, reines Gewissen mehr, sondern bekommen vielmehr Gewissensbisse.

Von solchen Gewissensbissen hätte nach Ansicht seiner Freunde auch der Mann heimgesucht worden sein müssen, auf den diese biblische Redewendung zurückgeht: Hiob. Immer wieder versuchen seine Freunde, ihn zu überzeugen, dass er die Schuld für sein Unglück bei sich selbst suchen müsse. Doch dagegen verwehrt sich Hiob mit aller Entschiedenheit (Hiob 27,2-6): „So wahr Gott lebt, der mir mein Recht verweigert, und der Allmächtige, der meine Seele betrübt – solange noch mein Odem in mir ist und der Hauch von Gott in meiner Nase –: meine Lippen reden nichts Unrechtes, und meine Zunge sagt keinen Betrug. Das sei ferne von mir, dass ich euch recht gebe; bis mein Ende kommt, will ich nicht weichen von meiner Unschuld. An meiner Gerechtigkeit halte ich fest und lasse sie nicht; mein Gewissen beißt mich nicht wegen eines meiner Tage.“

Auch dieses lässt sich also aus der Bibel lernen: sich von anderen keine Gewissensbisse machen zu lassen, wo wir ein gutes Gewissen haben dürfen. Darin bestärkt uns auch jene Bibelstelle, von der sich die Redeweise vom „guten, reinen Gewissen“ herleitet (1. Petrusbrief 3,15+16): „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmut und Gottesfurcht, und habt ein gutes Gewissen, damit die, die euch verleumden, zuschanden werden, wenn sie euren guten Wandel in Christus schmähen.“

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Was du nicht willst, dass man dir tu‘, das füg‘ auch keinem anderen zu

Eltern kennen das. Da kommt ihre kleine Tochter oder ihr kleiner Sohn nach Hause und beschwert sich. „Der Oliver hat mich so gehauen, das tut mir jetzt noch weh.“ Auf die Frage, warum der das denn getan habe, bekommt man dann eventuell dies zu hören: „Na, der hatte mich vorher geärgert, und da hab‘ ich ihn einmal kurz geschubst, da ist er hingefallen.“ Auf eine Antwort wie diese werden viele Eltern mit dem Hinweis reagieren, dass andere Kinder sich auch nicht alles gefallen lassen. Und vielleicht fügen sie dann noch den Rat hinzu: „Was du nicht willst, dass man dir tu‘, das füg‘ auch keinem anderen zu.“

Diese Worte gehen ihrem Inhalt nach direkt auf ein Wort Jesu zurück. Unter der Überschrift vom „Tun des göttlichen Willens“ ist da in der Lutherbibel (Matthäus 7,12) Folgendes zu lesen: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten.“ In positiver Wendung wird hier also das formuliert, was in der heutigen Redewendung als Vermeidungsstrategie aufgenommen ist. Diese sogenannte „Goldene Regel“ will nun von seinem Ursprung her aber mehr als nur ein bloßer moralischer Appell sein nach der Melodie: „Seid nett zu- einander!“ Nein, dass wir den Nächsten so lieben wie uns selbst, dazu bedarf es mehr als eines erhobenen Zeigefingers – und sei der noch so golden. Erst wo unsere Herzen durch die Liebe Gottes verwandelt werden, wird der alte Adam in uns von seiner mit Vergeltung beladenen Retourkutsche „Wie du mir, so ich dir“ herabsteigen und seinen Nächsten so sehen und behandeln, wie er selbst gern gesehen und behandelt werden möchte. Und natürlich gilt für die „alte Eva“ Entsprechendes.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Auf Herz und Nieren prüfen

Es gibt nicht nur „einen Rudi Völler“, wie die Fußball-Fans einst den Team-Chef der Deutschen Fußball-Nationalmannschaft besangen, sondern auch nur einen ersten Eindruck. Darum ist dieser so wichtig – vor allem bei einem Vorstellungsgespräch. Natürlich möchte da jeder ein möglichst positives Bild von sich abgeben. Und so werden von verschiedenen Einrichtungen eigens Schulungen unter dem Motto „Wie stelle ich mich richtig vor“ angeboten. Wer dann solch ein Vorstellungsgespräch hinter sich gebracht hat, der berichtet nicht selten davon, dass man ihn dort nach allem Möglichen befragt und ihn auf Herz und Nieren geprüft habe. Mit dieser Redewendung ist weniger gemeint, dass jemand einen Gesundheits-Check über sich ergehen lassen musste. Nein, wer sagt, er sei auf Herz und Nieren geprüft worden, will damit vielmehr zum Ausdruck bringen, dass man ihn genauestens unter die Lupe genommen hat, um seine Eignung oder Nichteignung festzustellen.

Um eine genaue Prüfung geht es auch dem Psalmbeter, der Gott mit den Worten anruft: „Lass der Gottlosen Bosheit ein Ende nehmen, aber die Gerechten lass bestehen; denn du, gerechter Gott, prüfest Herzen und Nieren“ (Psalm 7,10; vgl. auch Jeremia 11, 20 und Offenbarung 2, 23).

Die „Nieren“ galten dabei als „Sitz der innersten Gefühls- und Willensregungen des Menschen“ (Hans-Joachim Kraus, Psalmen 2, S. 920, Neukirchener Verlag, 1966, 3. Aufl.). Weil Gott gerecht ist und ihm als Schöpfer seines Geschöpfes nichts verborgen ist (vgl. auch Psalm 139,1-4), vertraut der Beter darauf, dass ihm, dem Unschuldigen, Gerechtigkeit widerfährt. Wenn Gott ihn, der sich ganz in die Hand Gottes gibt, auf Herz und Nieren geprüft hat, dann wird seine Unschuld festgestellt werden. Genauso wie die Schuld seines Feindes, der ihn verfolgte (Psalm 7,2). Dass auf diesen das Unrecht zurückfallen wird, das dieser ihm zufügen wollte, drückt der Psalmist mit Worten aus, die uns bis heute geläufig sind: „Er hat eine Grube gegraben und ausgehöhlt – und ist in die Grube

gefallen, die er gemacht hat“ (Psalm 7,16; vgl. auch Sprüche 26,27).

Nun ist es gewiss menschlich, dem, der einem anderen eine Grube gegraben hat, zu wünschen, dass er selbst das erleidet, was er anderen zufügen wollte. Dass aber auch der Mensch, der Schuld auf sich geladen hat, im Glauben an Christus von Gott Vergebung erfahren kann, bekennt der christliche Glaube.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Der werfe den ersten Stein

Ein milder Richter ist der Mensch zumeist sich selbst gegenüber. Unbarmherzig kann sein Urteil freilich oft über andere Menschen ausfallen. Schnell, ja, vorschnell sind wir da mit Vorverurteilungen bei der Hand, wenn es darum geht, die Schuld oder Unschuld eines Menschen festzustellen. Die nicht ganz so seriöse Presse, die sogenannte Journalie, kann sich oft gar nicht genug tun mit solchen dann aus presserechtlichen Gründen zumeist in Fragezeichen-Form gekleideten Vorverurteilungen. Die kommen dann in Formulierungen wie diesen einher: „Hat Prinz... seine Frau an der Riviera betrogen?“ oder „Hat Herr M. vielleicht doch Geld illegal ins Ausland geschafft?“

Wie gesagt, im Kleinen wie im Großen sind wir nur allzu rasch bei der Hand, den ersten Stein auf jemanden zu werfen. Unsere ansonsten durchaus nicht immer zur schnellen Tat bereiten Hände zucken da oft sehr schnell und sehr heftig, wenn es darum geht, Schuld-Steine zu werfen. Und seien es auch erst einmal nur kleine Kieselsteine.

Um Steine im ganz wörtlichen Sinne, um die Steinigung eines Menschen, handelt es sich in jener Geschichte, auf die unsere Redewendung zurückgeht (Johannes 8, 1-11). In deren Mittelpunkt steht eine Frau, deren Schuld in diesem Fall zweifelsfrei feststand: „Die Schriftgelehrten und Pharisäer brachten eine Frau zu ihm (Jesus), beim Ehebruch ergriffen, und stellten sie in die Mitte und sprachen zu ihm: Meister, diese Frau ist auf frischer Tat beim Ehebruch ergriffen worden. Mose hat uns im Gesetz geboten, solche Frau zu steinigen. Was sagst du?“ Als Jesus auf ihre Frage nicht reagiert, „fuhren sie fort, ihn zu fragen.“ Schließlich antwortet Jesus ihnen mit den uns auch heute noch geläufigen Worten: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein“ (Johannes 8,7). Daraufhin ziehen sich die Frager zurück, so dass Jesus mit der Ehebrecherin allein bleibt. Zumeist wird die Geschichte von der Ehebrecherin nur bis hierhin erzählt. Damit wird aber der Anschein erweckt, als ob Jesus nur die Heuchelei der frommen Frager entlarven wollte, von denen ja keiner von sich hätte sagen können, er sei ohne Schuld. Die Entlarvung dieser frommen Heuchelei, die ja nicht nur den Pharisäern damals, sondern auch uns Pharisäern heute eigen ist, ist aber keineswegs schon die einzige Aussage dieser Geschichte. Die endet nämlich so (Johannes 8, 10+11): „Jesus aber richtete sich auf und fragte sie: Wo sind sie, Frau? Hat dich niemand verdammt? Sie antwortete: Niemand, Herr. Und Jesus sprach: So verdamme ich dich auch nicht; geh hin und sündige hinfort nicht mehr.“

Mit diesen letzten Worten findet diese Geschichte erst ihren eigentlichen Höhepunkt: Mit dem Zuspruch der Vergebung und der Aufforderung zur Umkehr, zur Buße. Jesus heißt also keineswegs das Verhalten der Frau gut – nach der Melodie: „Wir sind eben alle kleine Sünderlein.“ Nein, er behaftet die Ehebrecherin im Zuspruch der Vergebung durchaus bei ihrer Schuld. Aber dieser Zuspruch der Vergebung eröffnet der Ehebrecherin einen Neuanfang mit Gott, der dann aber auch Konsequenzen für ihr Leben haben muss: „Geh hin und sündige hinfort nicht mehr.“

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Zum Halse heraushängen

Murren ist menschlich. Mit dem, was er ist und hat, ist der Mensch nur selten zufrieden. Und so murt er vor sich hin. Von diesem Murren sind nicht nur seine Mitmenschen betroffen. Oft genug richtet sich dieses Murren auch gegen den, der letztlich als Verursacher all dessen angesehen wird, was Anlass zum Murren gab: Gott selbst. Wir Menschen heute stehen da in einer, wenn auch nicht guten, so doch langen Tradition. So ist das Murren des Volkes Israel, das von Mose aus der Knechtschaft in Ägypten zunächst durch die Wüste geführt wurde, geradezu sprichwörtlich geworden. Ausdruck fand dieses Murren vor allem in dem Jammern über nicht ausreichende Verpflegung. Nach den ebenfalls sprichwörtlich gewordenen „Fleischtöpfen Ägyptens“ (2. Mose 16,3), wo man reichlich zu essen hatte, sehnte man sich in der kargen Wüste zurück. Und selbst als Gott „Brot vom Himmel“ (2. Mose 16,4) regnen ließ, war die Freude über dieses ebenfalls zur Redensart gewordene „himmlische Manna“ (2. Mose 16,15+31) auch nicht von Dauer. Und so sieht sich Mose als Mittler zwischen dem Volke Israel und Gott schon bald wieder dem Murren seines Volkes ausgesetzt. Verständlich, dass Mose seinerseits Gott sein Leid klagt (4. Mose 11,11ff) über das Volk, das jetzt nach all dem honigsüßen Manna wieder nach Fleisch verlangt. Und Gott geht auf das Murren ein und gibt reichlich – ja, überreichlich (4. Mose 11, 18-20): „Darum wird euch der Herr Fleisch zu essen geben, nicht nur einen Tag, nicht zwei, nicht fünf, nicht zehn, nicht zwanzig Tage lang, sondern einen Monat lang, bis ihr's nicht mehr riechen könnt und es euch zum Ekel wird.“ Statt „bis es euch zum Ekel wird“ finden sich in einigen Übersetzungen die zur Redensart gewordenen Worte „bis es euch zum Halse heraushängt.“ Auch Überfluss, der hier dem Volk Israel in Form von Wachteln zuteil wird (4. Mose 11,31), kann zum Problem werden. Ja, bei

aller Liebe Gottes zu seinen Kindern kann und will Gott seine Menschen bisweilen durch Überfluss strafen. Sie hängen ihm dann nämlich durch ihr ständiges Murren auch sozusagen zum Halse

heraus, „weil ihr den Herrn verworfen habt, der unter euch ist, und weil ihr vor ihm geweint und gesagt habt: Warum sind wir aus Ägypten gegangen?“

(4. Mose 11,20).

Was unser „Ägypten“ heute betrifft, so muss dieses nicht auf einer geografischen Landkarte zu finden sein. Es kann sich dabei auch um einen Lebensabschnitt handeln, dem wir ständig nachjammern... bis es allen zum Halse heraushängt – nur uns selbst nicht.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Dienstbare Geister

Bisweilen wächst einem die Arbeit über den Kopf. Man hat dann einfach nicht soviel Hände, um all das zu bewältigen, was erledigt werden müsste. Aber wenn man Glück hat, tauchen auf einmal unversehens und unverhofft in Gestalt unserer

Kinder, unseres Partners oder auch in Gestalt von Berufskollegen dienstbare Geister auf, die uns

helfen, die Last der Arbeit zu bewältigen. Anschließend können solch dienstbare Geister vielleicht von uns die von Dankbarkeit erfüllten Worte hören: „Ihr seid wirklich Engel, dass ihr mir so geholfen habt.“

„Dienstbare Geister und Engel“ stehen auch in unmittelbarem Zusammenhang in jenem Abschnitt der Bibel, in dem die Worte von den dienstbaren Geistern ihren biblischen Ursprung haben (Hebräerbrief 1,13+14). Die Engel selbst sind es, die hier als dienstbare Geister bezeichnet werden. Mit diesem Ausdruck „dienstbare Geister“ will der Schreiber des Hebräerbriefes die Unterordnung der Engel gegenüber Christus zum Ausdruck bringen. Christus, so heißt es da, sei der Abglanz von Gottes Herrlichkeit und „das Ebenbild seines Wesens und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort und hat vollbracht die Reinigung von den Sünden und hat sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe und ist so viel höher geworden als die Engel“ (Hebräerbrief 1, 3+4). Diese Überlegenheit Christi gegenüber den Engeln schreibt der Hebräerbrief abschließend mit der rhetorischen Frage fest: „Sind sie (die Engel) nicht allesamt dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die das Heil ererben sollen?“ (Hebräerbrief 1,14). Dass uns Gott immer wieder solch dienstbare Geister auf unseren Weg schickt und wir selbst aber auch für andere zu Engeln, zu Boten Gottes werden, die ihnen Gottes helfende Nähe spüren lassen – das kann man sich nur immer für sich selbst und für die Menschen um uns wünschen.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Im Dunkeln tappen

Das hat wohl schon jeder einmal miterlebt, miterleben müssen: Da steht man vor einer unbeleuchteten Haustür und sucht nach dem Klingelknopf. Oder aber da geht in einem Hausflur auf einmal das auf Automatik eingestellte Licht aus. Und nun sucht man verzweifelt nach dem Lichtschalter. Bis man den gefunden hat, tappt man hilflos im Dunkeln herum. Und auch im übertragenen Sinne gehört das zu den nicht gerade seltenen Erfahrungen, dass man oft lange Zeit im Ungewissen herumstochern muss, bevor man dann vielleicht zu sicheren Erkenntnissen kommt. Das gilt nicht nur für die Polizei, die bei ihren Ermittlungen anfangs, wie sie dann mitteilen muss, noch im Dunkeln tappt. Nein, auch wer Behörden-Bescheide erhält, wird dies oft nur als recht begrenztes Vergnügen empfinden, weil sie sich ihm auf Anhieb überhaupt nicht erschließen und er deshalb im Dunkeln tappt. Fürwahr, das Dunkel in seiner direkten oder auch indirekten Bedeutung kann eine rechte Strafe für den Menschen sein, weil er sich dann einfach nicht mehr zurechtfinden und orientieren kann.

Und als Strafe ist das im Dunkeln tappen auch von seinem ursprünglichen Wortsinn her gemeint. Der erschließt sich aus dem 5. Buch Mose, Kapitel 28. Dort kündigt Mose Segen und Fluch für das Volk Israel für den Fall der Einhaltung und Nichteinhaltung der Gebote an. Zu den Dingen, die Israel drohen, wenn es die Gebote Gottes nicht hält, gehört dabei auch dies: „Du wirst tappen am Mittag, wie ein Blinder tappt im Dunkeln, und wirst auf deinem Weg kein Glück haben und wirst Gewalt und Unrecht leiden müssen dein Leben lang“ (5. Buch Mose 28, 29). Aber auch die Segensworte des Mose für das Einhalten der Gebote seien hier nicht verschwiegen. Zu ihnen zählt das Folgende: „Gesegnet wirst du sein bei deinem Eingang und bei deinem Ausgang“ (5. Buch Mose 28,6). Dass ein Leben, das nach Gott nicht fragt, in die Irre gehen und im Dunkeln tappen kann, ist nicht nur ein im Alten Testament bezeugter Gedanke (vgl. Galaterbrief 6,7). Genauso wenig wie der, dass ein Mensch, der Gottes Willen tut, Segen für sein Leben empfangen wird (vgl. Matthäus 13,23).

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Den Kopf hängen lassen

Ermütigung tut gut. Das gilt an Tagen und Stunden, wo uns etwas gelungen ist und wir durch entsprechende Worte zu weiteren Taten ermuntert werden. Erst recht ist Ermütigung aber dann vonnöten, wenn uns alles misslungen ist. Insbesondere unsere Kinder brauchen dann unsere Zuwendung, durch die wir sie spüren lassen, dass wir sie auch lieb haben, wenn sie einmal versagen. „Nun lass mal den Kopf nicht hängen, das nächste Mal wirst du gewiss zeigen können, was du wirklich kannst.“ Mit solchen und ähnlichen Worten können Menschen, kleine wie große, ermuntert werden und dadurch erfahren, dass wir zu ihnen stehen.

Ermütigung und Zuspruch wohnen dieser Redewendung aber ursprünglich überhaupt nicht inne. Ganz im Gegenteil. Gott selbst ist es, der diese Worte durch den Propheten Jesaja an sein Volk Israel richtet und es zurechtweist (Jesaja 58,3ff). Die Art, wie sein Volk fastet, ist Gott dabei ein Dorn im Auge. Das Volk Israel sieht sich freilich im Recht und fragt Gott anklagend: „Warum fasten wir und du siehst es nicht an ? Warum kasteien wir unseren Leib; und du willst nichts wissen?“ Eine auch uns vertraute Haltung spricht sich da aus: Der Mensch will von Gott belohnt werden für seine vermeintliche Frömmigkeit. Doch Gottes Antwort lautet so: „Siehe, an dem Tag, da ihr fastet, geht ihr euren Geschäften nach und bedrückt alle eure Arbeiter. Siehe, wenn ihr fastet, hadert und zankt ihr und schlägt mit gottloser Faust drein. Ihr sollt nicht so fasten, wie ihr jetzt tut, wenn eure Stimme in der Höhe gehört werden soll“. Ein Glaube, der sich in Ritualen erschöpft und nicht in den Alltag umgesetzt wird, findet, so sagt es dieser Text, nicht Gottes Wohlgefallen. Die äußeren Zeichen des Fastens, zu denen auch das in Sack und Asche gehen, das sich Kasteien und eben auch das den Kopf hängen lassen gehören, beeindrucken den Herrn im Himmel überhaupt nicht: „Soll das ein Fasten sein, an dem ich Gefallen habe, ein Tag, an dem man sich kasteit, wenn ein Mensch seinen Kopf hängen lässt wie Schilf und in Sack und Asche sich bettet? Wollt ihr das ein Fasten nennen und einen Tag, an dem der Herr Wohlgefallen hat?“ (Jesaja 58,5). Ein wahres Fasten sähe, so lässt Gott es uns wissen, so aus: „Das aber ist ein Fasten, an dem ich Gefallen habe: Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus. Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn!“ (Jesaja 58,7).

Ein Glaube, der erstarrt ist in frommen Ritualen, die sich in sich selbst erschöpfen, ist ein toter Glaube, so wird es uns hier gesagt. Auch das resignierte „den Kopf hängen lassen“ kann zu einem (un)frommen Ritual werden. Denn der da den Kopf hängen lässt, als Zeichen für seine Umwelt, dass er von Gott und der Welt im Stich gelassen sei, gibt damit keineswegs dem die Ehre, der ihn ins Leben rief. Wer den Kopf hängen lässt, sieht nämlich allenfalls noch sich selbst, nicht aber mehr die, die ihm zur Seite gegeben sind: als Gabe und Aufgabe.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Sich einen Namen machen

Jeder Mensch ist versuchlich. Zu jenen Versuchungen, denen sehr viele Menschen erliegen, gehört die, irgendwie einmal aus der grauen Masse heraustreten zu können. Wettbewerbe der verschiedensten Art vom Gesang-Test über die Kaninchen- oder Taubenzucht bis hin zu Bodybuilding und Disco-Shows bieten da Gelegenheit, sich zumindest auf lokaler Ebene einen Namen zu machen. Wer noch höher hinaus will, der zahlt dafür nicht selten auch einen hohen Preis. Das beweist das Schicksal nicht weniger Prominenter, deren Namen fast täglich in der Zeitung erscheinen. Selbst mit letzten Tiefen ihrer so prominenten menschlichen Existenz wird da der geneigte oder auch weniger geneigte Leser oft vertraut gemacht.

Hoch hinaus wollten auch die, von denen die Bibel als erste berichtet, dass sie sich einen Namen machen wollten. Es waren jene, die sich an den Turmbau zu Babel machten. Von ihnen wird im 1. Buch Mose, Kapitel 11, Vers 4, dies überliefert: „Und sie sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen.“

Ein Himmelstürmer ist der Mensch, so will es uns dieser Text der Bibel sagen. Der ihm von Gott zugewiesene Platz in der Schöpfung reicht ihm nicht aus. Er will sein wie Gott. Um den Menschen vor sich selbst, vor seinem Größenwahn zu bewahren, er könne sich an die Stelle Gottes setzen und dessen Platz einnehmen, greift Gott deshalb ein: „Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des anderen Sprache verstehe“ (1. Buch Mose 11,7). Dass Menschen in verschiedenen Sprachen sprechen, so dass sie sich nicht mehr verstehen können, die sogenannte babylonische Sprachverwirrung, ist also nach biblischer Überzeugung der Preis für den himmelstürmenden Aufstand des Menschen gegen Gott. Aufgehoben wird diese babylonische Sprachverwirrung, so schildert es die Bibel, im Wunder von Pfingsten. In der Kraft des Heiligen Geistes, der auch die Grenzen der Sprachen überwindet, wird dort die Einheit der Menschheit erfahrbar. Solch Pfingst-Wunder ereignet sich auch heute immer wieder da, wo Menschen darum wissen und daran glauben, dass Gott sie bei ihrem Namen gerufen hat (Jesaja 43,1). Befreit von der Last, sich selbst einen Namen machen zu müssen, können sie dem Namen Gottes die Ehre geben. Damit stimmen sie ein in jenen himmlischen Chor, der schon hier auf Erden im Lobpreis Gottes alle Grenzen von Sprachen, Völkern und Nationen überwindet.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Niemand kann zwei Herren dienen

Zu vieles wollen wir oft auf einmal, weil wir die Rache der ausgeschlossenen Möglichkeiten fürchten. Gerade von jenen Dingen, die wir nicht verwirklichen, meinen wir, in ihnen könnte die wahre Erfüllung unseres Lebens liegen. Möglichst vieles versuchen wir daher, miteinander zu vereinbaren. Aber oft genug müssen wir feststellen, dass wir es einfach nicht schaffen, allen Anforderungen gerecht zu werden. Da kommt zum Beispiel entweder der Beruf zu kurz oder die

Familie. Oder das Hobby und der Urlaub bleiben zugunsten der Karriere auf der Strecke. Und wenn wir mit jemandem über unser Problem reden, dann bekommen wir gesagt, dass wir uns für e i n e Sache entscheiden müssen. Nicht selten fallen dabei auch die Worte: „Niemand kann zwei Herren dienen.“

Diese Feststellung, dass der Mensch sich zwischen zwei Dingen entscheiden muss, findet sich in der Bergpredigt Jesu. Diese ist ja so eine Art Katechismus für ein christliches Leben. Sie will also Menschen anweisen und ihnen helfen, dem Willen Gottes in ihrem Leben gerecht zu werden. Wörtlich liest sich unsere Redewendung dort so (Matthäus 6,24): „Niemand kann zwei Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird an dem einen hängen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“

Für Jesus ist die Entscheidung, vor der der Mensch steht diese: Entweder dient er Gott oder dem Geld (Mammon). Beides geht nicht, weil das Herz des Menschen nur einem Herren gehören kann. Darum sagt Martin Luther auch: „Woran du nun dein Herz hängst, das ist dein Gott.“

Hängt der Mensch aber nun sein Herz an das Geld, dann erwartet der Mensch von diesem Gott Mammon etwas, was in Wahrheit nur Gott zu schenken vermag. Auch für all die andern Götter wie Karriere und Wohlstand gilt, dass sie dem Menschen eine Erfüllung vorgaukeln, die sie in Wahrheit nicht schenken können. Der Mensch braucht nun aber auch nicht zwischen den Altären all der Dinge, an die er sein Herz hängt, hin- und herzulaufen, um dort seine Opfer zu bringen. Wer nämlich sein Herz an den einen Herrn hängt, der es in Wahrheit und allein verdient, dass man ihm dient, dem wird all das zufallen, was sein Leben gelingen lässt. Darum: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen“ (Matthäus 6,33). Damit will Jesus nicht sagen, dass der Mensch seine Hände nur noch in den Schoß zu legen braucht, weil der liebe Gott schon alles richten wird. Wohl aber will Jesus uns davor bewahren, uns so zu sorgen, als ob es Gott nicht gäbe.

Übrigens: auch in der Literatur ist dieses Bibelwort aufgenommen worden. Dort allerdings oft eher in scherzhafter Form wie etwa in Carlo Goldonis Lustspiel „Diener zweier Herren“. Oder auch bei Wilhelm Busch, der in Anspielung auf diese Redewendung dichtete: „Mit zween Herren ist schlecht zu kramen. Noch schlechter, fürcht ich, mit zwo Damen.“

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Ein Ende mit Schrecken

„Es war alles so schlimm. Nur noch Streit und Zank. Ich konnte das alles nicht mehr länger ertragen. Aber nun bin ich froh, dass es zu Ende ist. Lieber dies Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.“ So oder so ähnlich sprechen oft Menschen, denen eine Beziehung, die ihnen viel oder alles bedeutete, zerbrochen ist. Sie leiden zwar sehr unter dem, was da für immer zerbrach. Aber andererseits sahen sie nur die Möglichkeit, sich durch einen schmerzhaften Schnitt einen Neuanfang für ihr Leben zu schaffen.

Von einem Neuanfang nach einem Ende mit Schrecken kann nun allerdings in jenem Psalm, in dem sich diese Redewendung in der Bibel findet, überhaupt nicht die Rede sein. Dieser Psalm beschäftigt sich mit der Anfechtung des Glaubens, dass es den „Gottlosen“ in dieser Welt oft so gut geht: „Siehe, das sind die Gottlosen; die sind glücklich in der Welt und werden reich“ (Psalm 73,12). Und so richtet der Beter anklagend diese Frage an Gott: „Soll es denn umsonst sein, dass ich mein Herz rein hielt und meine Hände in Unschuld wasche? Ich bin doch täglich geplagt, und meine Züchtigung ist alle Morgen neu“ (Vers 13+14). Auf sein Klagen wird dem Psalmisten schließlich diese Antwort zuteil: „Ja, du (Gott) stellst sie (die Gottlosen) auf schlüpfrigen Grund und stürzest sie zu Boden. Wie werden sie plötzlich zunichte! Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken“ (Vers 18+19). Wiewohl nun fraglos zum christlichen Glauben gehört, dass wir alle vor dem Richterstuhl Gottes offenbar werden müssen und dort auch ein Urteil Gottes über uns gesprochen wird (2. Korintherbrief 5,10), so gehört zu diesem Glauben zugleich die Überzeugung, dass für jeden Menschen, auch für den Sünder, die Möglichkeit zur Buße, zur Umkehr besteht. Nicht ein Ende mit Schrecken muss deshalb unabwendbar dem bevorstehen, der einmal von Gott nichts wissen wollte: „Meinst du, dass ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, spricht Gott der Herr, und nicht vielmehr daran, dass er sich bekehrt von seinen Wegen und am Leben bleibt“ (Ezechiel 18,23). Deshalb gilt: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Timotheusbrief 2,4).

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

(Nicht) Von gestern sein

„Up to date“, also auf dem neuesten Stand der Dinge zu sein, das ist für manche Menschen und ganze Branchen ein absolutes Muss. „Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern“, so lautet etwa ein alter Spruch in der Medien-Branche. Nein, wer Nachrichten verkaufen will, der muss immer auf dem Laufenden sein, um aktuell darüber berichten zu können. Tut er es nicht, wird man ihm bescheinigen müssen, dass er mit seinem Wissensstand noch von gestern sei. Nicht von gestern dürfen auch all diejenigen sein, die die neueste Mode tragen wollen. Wenn sie nämlich nicht aufpassen, dann laufen sie auf einmal in längst vom jüngsten Mode-Schrei überholten Klamotten herum. Und schließlich gilt natürlich für jeden Disc-Jockey, dass er die Musik spielen muss, die gerade „absolut in“ ist. Ansonsten wird er sich sagen lassen müssen: „Mensch, Alter, du bist wohl von gestern.“ „Von gestern zu sein“ – diese Worte sind also alles andere als ein Kompliment. Sie drücken vielmehr aus, dass jemand nicht auf der Höhe seiner Zeit ist und somit auch nicht richtig im Leben steht.

Von solch einem Verständnis dieser Worte wie auch des Lebens ist Bildad weit entfernt. Bildad ist ein Freund Hiobs. In dem nach ihm benannten Buch sagt Bildad jene Worte, die sprichwörtlich geworden sind (Hiob 8,8+9): „Frage die früheren Geschlechter und merke auf das, was ihre Väter erforscht haben, denn wir sind von gestern her und wissen nichts; unsere Tage sind ein Schatten auf Erden.“

Der Sinn dieser Worte ist also bei näherem Hinsehen im Hiob Buch genau entgegengesetzt von dem, wie wir diese Worte „von gestern sein“ heute verstehen. Hier im Alten Testament wird damit ausgedrückt, dass der Mensch, der ja gerade einmal nur sein eigenes Gestern kennt, viel zu wenig Lebenserfahrung aufweist, um das ganze Leben zu verstehen. Um das zu können, bedarf er vielmehr auch derer, die vor ihm gewesen sind: „Frage die früheren Geschlechter und merke auf das, was ihre Väter erforscht haben“. Der Mensch darf also, so wird es uns hier gesagt, nicht nur von gestern sein, sondern muss auch von vor-, vor-, vorgestern sein, muss also die ganze Erfahrung der vorhergehenden Geschlechter miteinbeziehen, um das Leben begreifen zu können. Ein Ratschlag, der in einer Zeit, die sich ganz dem Heute zu verschreiben scheint, sicher beherzigenswert ist. Fragen wir also ruhig einmal jemanden, der von gestern ist, nach seinen Lebenserfahrungen. Das könnte durchaus nützlich für uns sein!

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Über den Jordan gehen

Der Tod gehört zum Leben. Und doch wird der Tod oft beharrlich totgeschwiegen. Da sich seine Tatsächlichkeit nun aber einmal nicht leugnen lässt, versucht man ihn zu umschreiben. Da ist dann eben jemand nicht tot oder gestorben, sondern über den Jordan gegangen. Nicht nur von Menschen kann so gesprochen werden. Auch von Dingen, die abgängig waren, wird so geredet. So kann man etwa auf die Frage, ob denn das Auto noch immer gut laufe, die Antwort erhalten: „Die Karre ist doch schon längst über den Jordan gegangen.“

Mit Tod und Sterben hat der Jordan von seinem Ursprung her nun freilich nichts zu tun. Dieser Fluss, der am Fuß des Hermongebirges entspringt und durch den See Genezareth ins Tote Meer fließt, ist im Alten Testament vielmehr jener Strom, nach dessen Überschreitung das Volk Israel in das „Gelobte Land“, Kanaan, gelangt: „Wenn ihr über den Jordan gegangen seid in das Land Kanaan“ (4. Buch Mose 33,51). Ein Zusammenhang des Begriffs „Jordan“ im Sinne der heutigen Redewendung lässt sich nur über einen Umweg herstellen. Dieser stellt sich laut Duden (Das große Buch der Zitate und Redewendungen, S. 693) so dar: „In der religiösen Literatur, insbesondere im Pietismus, wurde der Übergang der Israeliten über den Fluss Jordan oft als Eintritt in das Himmelreich aufgefasst und damit zum Symbol des Sterbens. Das den Israeliten verheißene Gelobte Land wird dabei mit dem Himmelreich gleichgesetzt.“ Wer über den Jordan geht, gelangt also nach diesem Sprachgebrauch in das Himmelreich Gottes. Und dieses steht ja in der Sprache des Glaubens für jene Wirklichkeit, in der uns nichts mehr scheiden kann von der Liebe Gottes. Wenn der heutige Gebrauch der Redewendung mit diesem Sinn gefüllt werden könnte, dann ließe sich sicherlich auch vom Tod wieder als von dem sprechen, was er ist: Umgriffen von der Liebe dessen, aus dessen Hand unser Leben kam und auch wieder zurückkehrt.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Die Zeichen der Zeit

Achtsam sollte der Mensch sein. Das gilt vor allem für seine Gesundheit. Aber auch für das eigene wirtschaftliche Wohlergehen ist es ratsam, die Augen offenzuhalten. Wer da etwa als Selbstständiger in seinem Beruf als Handwerker oder als Geschäftsmann die jeweiligen Trends in seiner Branche verschläft, der wird schon bald kaum mehr auf einen grünen Zweig kommen. Die Zeichen der Zeit zu erkennen ist deshalb oberstes Gebot für den, der sich mit seinen Angeboten am Markt behaupten will.

Nicht das wirtschaftliche Wohlergehen des Menschen, sondern sein Heil für Zeit und Ewigkeit stehen im Mittelpunkt des Textes, in dem dieser sprichwörtlich gewordene Satz von den „Zeichen der Zeit“ nachzulesen ist (Matthäus 16,1-3). Hier wird davon berichtet, dass Christus von seinen Gegnern, den Pharisäern und Sadduzäern, aufgefordert wird, sie zum Beweis seiner göttlichen Vollmacht „ein Zeichen vom Himmel“ sehen zu lassen. Die Erfüllung dieser Forderung verweigert Christus ihnen mit den Worten: „Des Abends sprecht ihr: Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot. Und des Morgens sprecht ihr: Es wird heute ein Unwetter kommen, denn der Himmel ist rot und trübe. Über das Aussehen des Himmels könnt ihr urteilen; könnt ihr dann nicht auch über die Zeichen der Zeit urteilen?“

Zu diesen „Zeichen der Zeit“, die seine Gegner erkennen sollten, gehörte aber vor allem Jesus selbst. Und zwar in dem Sinne, dass die Menschen in ihm das Zeichen Gottes, nämlich den Christus, den Messias, den Heiland Gottes erkannten und anerkannten. Diese Erkenntnis aber blieb den Gegnern verschlossen. Ja, sie konnte sich ihnen nicht erschließen, weil sie klare, festgelegte Vorstellungen vom Heil Gottes, vom Messias hatten. In dieses System ihrer Glaubens-Vorstellungen passte dieser Jesus aber überhaupt nicht hinein. Deshalb verweigerten sie ihm die Anerkennung und forderten Zeichen von Jesus, mit denen er sich als Heiland Gottes ausweisen konnte.

Ein höchst aktueller Text bleibt diese Forderung nach den „Zeichen vom Himmel“. Auch heute fordern viele Menschen solch Zeichen als Voraussetzung dafür, dass sie an Christus als Heil ihres Lebens glauben können. Weil sie dabei auf ganz bestimmte Zeichen als Ausweis dafür, dass Gott in ihrem Leben gegenwärtig ist, fixiert sind, übersehen sie dabei all die anderen „Zeichen der Zeit“, in denen sie die bewahrende Nähe Gottes würden erfahren können. Achtsam sollte der Mensch also auch dabei sein, die „Zeichen der Zeit“ für sein Leben im Glauben zu erkennen. Es wäre gewiss nicht sein Schade.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

In sich (hinein-)fressen

Die Eltern waren verzweifelt. Ihre Tochter litt. Dass sie großen Kummer hatte, bewies sie im wahrsten Sinne des Wortes auf Schritt und Tritt. Aber aus ihr war, trotz allen guten Zuredens, nichts herauszubekommen. „Du kannst das doch nicht alles immer nur in dich hineinfressen“, so lautete schließlich die schon ein wenig ungeduldige Aufforderung an die Tochter, ihr Schweigen zu beenden.

In der Tat ist es wenig ratsam, Leid und Kummer nur immer wieder in sich hineinzufressen. Nicht nur auf den Magen pflegen solche Dinge zu schlagen, sondern mindestens ebenso auf Herz und Seele. Gut ist es deshalb, sich auszusprechen. Und wenn man keinen Menschen hat, dem man sich mit seinem Leid anvertrauen mag, dann bleibt Gott manchmal der einzig mögliche Ansprechpartner. So scheint es auch bei jenem Mann gewesen zu sein, der in Psalm 39, Vers 3, von sich sagt: „Ich bin verstummt und still und schweige fern der Freude und muss mein Leid in mich fressen.“ Angesichts des ihm vor Augen stehenden Todes (Vers 5+6) bleibt Gott seine einzige Zuflucht. „Nun, Herr, wessen soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich“ (Vers 8). Und inständig fleht der Beter Gott an: „Höre mein Gebet, Herr, und vernimm mein Schreien, schweige nicht zu meinen Tränen“ (Vers 13).

Sein Leid nicht in sich hineinzufressen, sondern es im Gespräch, im Gebet vor Gott auszusprechen – das könnten wir aus diesem Psalm mitnehmen. Aber uns ist durch Christus noch mehr als dem Psalmisten gegeben. Dessen letzte Worte an Gott lauten: „Lass ab von mir, dass ich mich erquicke, ehe ich dahinfahre und nicht mehr bin.“ Von solch einer letzten Trostlosigkeit angesichts des Todes ist christlicher Glaube nicht erfüllt. Bekennt er doch: „Ich bin gewiss, dass auch der Tod uns nicht zu scheiden vermag von der Liebe, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn“ (Römerbrief 8,38+39).

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Sich etwas zu Herzen nehmen

Melodien machen Schlager oft erfolgreich. Der Text ist dabei bisweilen Nebensache. Oft spielt der Text aber doch eine große Rolle. Bei näherem

Hinsehen entpuppen sich die dort behandelten Themen nicht selten als eine Art Lebenshilfe. Als Theologe würde man sagen: sie sind seelsorgerisch. Vor allem die Gruppe der Jugendlichen wird in bestimmtem Schlager angesprochen. Die Siebzehnjährigen sind da eine ganz besondere Spezies. „Siebzehn Jahr, blondes Haar“ war ein Hit von Udo Jürgens. Und Ivo Robic tröstete angesichts von erstem Liebeskummer: „Dann nimm das alles nicht so schwer und denke immer nur daran: Mit siebzehn fängt das Leben erst an.“ Auf Herz reimt sich also Schmerz in Tausenden von Schlager. Wie mit diesem Schmerz umzugehen ist, wird auch verraten. Tendenz: Nimm dir das alles nicht zu sehr zu Herzen, denn im Leben geht alles vorüber, wie ein alter Schlager-Titel es schon wusste. Sich etwas nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen, kann ein guter Ratschlag sein, um einen Menschen, gerade auch einen jungen Menschen, davor zu bewahren, sich in etwas völlig zu verrennen. Umgekehrt gilt aber auch, dass man manchmal Jugendliche schon dazu anhalten muss, sich durchaus etwas zu Herzen zu nehmen. So werden Eltern ihren Sohn oder ihre Tochter gewiss bitten, das schlechte Halbjahreszeugnis ernst zu nehmen, damit das Schuljahr nicht in einer Katastrophe endet. Und dankbar sind Vater und Mutter, wenn dieser Rat zu Herzen genommen wurde und entsprechend gute Früchte trug.

Nicht ein Rat, sondern eine Hoffnung ist es, die sich in der Bibel, in den Klageliedern Jeremias, jemand zu Herzen nimmt (Kapitel 3). Angesichts von allem Leid, von dem er getroffen ist, weil seine Seele aus dem Frieden vertrieben wurde (Vers 17), hält der Beter doch hieran fest: „Dies nehme ich zu Herzen, darum hoffe ich noch: Die Güte des Herrn ist's, dass wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu und deine Treue ist groß“ (Vers 21-23). Dass Gott den Menschen nicht preisgibt, sondern ihm in seiner Barmherzigkeit immer wieder neues Leben eröffnet – dieses Vertrauen spricht sich in diesem Bibel-Text aus, der es wert ist, zu Herzen genommen zu werden, denn es ist ein „köstlich Ding, geduldig zu sein und auf die Hilfe des Herrn zu hoffen“ (Vers 26).

Und um auf den Anfang, die Lebenshilfe in Schlagertexten, zurückzukommen: Gar so weit entfernt von solch hoffnungsfrohen Psalm-Worten ist das, was Udo Jürgens einst sang, dann doch wohl auch wieder nicht: „Und immer, immer wieder geht die Sonne auf, und immer wieder fängt ein neues Leben an.“

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

In jemandes Fußstapfen treten

Jemandes Nachfolge anzutreten ist oft gar nicht so leicht. Da heißt es dann schnell: „So etwas haben wir ja noch nie gemacht. Ihr Vorgänger hat aber ganz andere Vorstellungen gehabt als Sie.“ Oder man wird darauf hingewiesen, dass die Vorgängerin dieses oder jenes viel großzügiger gehandhabt habe. Ganz zu schweigen natürlich von dem leisen oder auch laut geäußerten Vorwurf, die Schuhe des Vorgängers seien eigentlich viel zu groß für den Nachfolger. Angesichts dieser Schwierigkeiten tut man sicherlich gut daran, möglichst bald seinen eigenen Weg zu finden, wenn man in jemandes Fußstapfen tritt.

Diesen Rat, als Nachfolger einen eigenen Weg zu suchen, will die Bibelstelle, in der unsere Redewendung begegnet, uns nun aber gerade nicht geben. Da werden wir nämlich hierzu aufgefordert: „Denn dazu seid ihr berufen, da auch Christus gelitten hat für euch und euch ein Vorbild hinterlassen, dass ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen“ (1. Petrusbrief 2,21). Für seinen Weg durchs Leben hat der Christ also eine Orientierung. Er muss nicht wie ein „irrendes Schaf“ (Vers 25) durch die Welt vagabundieren. Vielmehr ist ihm in Christus eine Wegweisung gegeben. Ihm, dem guten Hirten und „Bischof unserer Seelen“ (Vers 25), darf er sich mit und in seinem Leben anvertrauen. Er wird ihn nicht unversorgt lassen, sondern ihn immer wieder, wie es der 23. Psalm verheißt, auf grüne Auen und zum frischen Wasser führen. Und selbst, wenn in der Nachfolge Christi dunkle Täler zu durchwandern sind, darf gelten: „Ich fürchte kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ Auch den letzten Weg in den Fußstapfen Christi muss niemand allein und ungetröstet gehen, weil wir, „wie Christus auferweckt ist von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters“, mit ihm in einem neuen Leben wandeln werden (Römerbrief 6,4).

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

In einem Elfenbeinturm leben

Viele der uns auch heute noch geläufigen Redewendungen lassen sich ziemlich direkt aus der Bibel ableiten, auch wenn sich ihr heutiger Sinn gegenüber ihrer ursprünglichen biblischen Bedeutung nicht selten geändert hat. Dies trifft auch für die Redewendung zu, dass jemand in einem Elfenbeinturm lebt. Diese Redensart wird heute vor allem auf Menschen bezogen, die völlig abgeschieden von den Dingen dieser Welt nur für sich leben. So sagt man etwa von manch einem Maler oder Dichter, dass er in seinem Elfenbeinturm ausschließlich für seine Kunst lebe. Aber auch Politiker oder Geistliche müssen sich gelegentlich bescheiden lassen, dass sie wohl in einem Elfenbeinturm leben. Ansonsten würden sie nicht, wie ihnen dann zumeist vorgehalten wird, solch „welfremde“ Parolen verbreiten.

Gar nicht welfremd, sondern sehr lebensnah stellt sich nun freilich jener biblische Text dar, auf den unsere Redewendung laut Duden (Das große Buch der Zitate und Redewendungen, S. 193) anspielt. Dieser Text stammt nämlich aus dem Hohelied Salomos (Kapitel 7, Vers 5). Dieses Buch des Alten Testaments enthält 30 Liebeslieder, die dem König Salomo zugeschrieben werden. Am erotischen Inhalt dieser Lieder wurde immer wieder Anstoß genommen, so dass man die Texte des Hohen Liedes über Jahrtausende hinweg allegorisch, also sinnbildlich deutete. Demnach würde es in diesen Texten nicht um die Beziehung von Mann und Frau, sondern um das Verhältnis Christi zur Kirche oder um das Verhältnis Gottes zum Gottesvolk gehen. Erst seit dem

18. Jahrhundert kam ein Verständnis des Hoheliedes auf, das seine Texte einfach als „wirkliche“ Liebeslieder verstand. Entsprechend kann in unseren Tagen davon gesprochen werden, dass das Hohe Lied „als freudige Bejahung der Liebe zwischen Mann und Frau in allen Beziehungen sein Recht und seinen Rang im Kanon der Bibel hat“ (Evangelisches Kirchenlexikon, Band 2, Sp. 552). In dieser Weise sollten wir uns an diesen Worten aus dem Hohelied erfreuen, auf die unsere Redewendung anspielt: „Dein Hals ist wie ein Turm von Elfenbein. Deine Augen sind wie Teiche von Heschbon am Tor Bat-Rabbim. Deine Nase ist wie der Turm auf dem Libanon, der nach Damaskus sieht. Dein Haupt auf dir ist wie der Karmel. Das Haar auf deinem Haupt ist wie Purpur; ein König liegt in deinen Locken gefangen. Wie schön und lieblich bist du, du Liebe voller Wonne!“ (Hohelied 7,5-7).

Was nun die genaue Ableitung unserer Redewendung betrifft, so könnte diese in Zusammenhang damit stehen, dass im Mittelalter der weiße Elfenbeinturm (Hohelied 5,7) als Sinnbild der jungfräulichen Reinheit Mariens galt. Auf diese von den Gesetzmäßigkeiten der normalen Welt unberührte „elfenbeinturmartige“ Besonderheit der Jungfrau Maria könnte unsere Redensart also Bezug nehmen. Die möchte mit dem Hinweis auf dem Elfenbeinturm ja auch ein dem normalen Weltenlauf entnommenes Dasein umschreiben.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Neuer Wein in alte Schläuche

Kompromisse gehören zum Leben. In einer Partnerbeziehung sind sie ebenso unerlässlich wie im Zusammenleben von gesellschaftlichen Gruppen. Auch die Politik kommt nicht ohne sie aus. Freilich gibt es häufig genug auch faule Kompromisse. Das sind dann solche, durch die eine eigentlich notwendige Entscheidung vertagt oder gar verhindert wurde. Es wird dann zwar häufig davon gesprochen, dass es weder Sieger noch Besiegte gegeben habe. Oft genug sind dabei aber dringend erforderliche Veränderungen auf der Strecke geblieben, weil vieles so blieb, wie es nicht hätte bleiben dürfen. Auf viele Reformen trifft sicherlich zu, dass da neue Ideen in alten Strukturen verwirklicht werden sollen. Damit verlieren sie aber von vornherein an Wirkung, weil die alten Strukturen sich häufig als äußerst widerstandsfähig gegenüber den neuen Ideen erweisen. Nicht nur Behörden-Apparate liefern dafür gute Beispiele. Auch für gute Vorsätze in Partnerbeziehungen gilt dies.

Zu neuen Ideen gehören auch neue Strukturen. Biblisch gesprochen: „Man füllt nicht neuen Wein in alte Schläuche; sonst zerreißen die Schläuche, und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche verderben“ (Matthäus 9,17). Der hier spricht, ist Jesus. Und seine Worte sind seine Erwiderung auf die Frage der Jünger des Johannes (des Täufers), warum denn die Jünger Jesu im Gegensatz zu den Jüngern des Johannes und den Pharisäern nicht fasten. Jesu Hinweis auf die Unvereinbarkeit von neuem Wein und alten Schläuchen will dabei deutlich machen, dass in ihm, Christus, eine neue Wirklichkeit des Heils Gottes erschienen ist. Wer sich auf ihn, Christus, als den Heiland einlässt, der gewinnt darin auch neue Zugänge zum Heil Gottes. Und diese bringen auch neue Freiheiten mit sich. Etwa die Freiheit von einem Fasten, durch das Verdienste vor Gott erworben werden sollten. Dieser neue Wein, dieses in Christus erschienene Heil Gottes, lässt sich nicht mit den alten Schläuchen, den alten Glaubensstrukturen des Gesetzes, vereinbaren.

Bleibe zu hoffen, dass auch wir diese durch Christus eröffneten Zugänge zu Gott nutzen. Oft genug, so scheint mir, meinen wir, erst noch selbst Türen im Haus unseres Lebens einrennen zu müssen, die uns durch Christus schon längst offen stehen.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Ein barmherziger Samariter

„Wer kann mir sagen, was man unter einem Samariter versteht?“, so fragte ich einmal meine Konfirmanden. Nach einer längeren Zeit der Stille meldete sich ein Konfirmand und sagte: „Ich kenne den Arbeiter-Samariter-Bund.“ Auf meine Nachfrage, was der denn mache, kam die Antwort: „Die haben letzte Woche meinen Opa mit dem Krankenwagen ins Krankenhaus gebracht.“ Nun dachte ich natürlich, leichtes Spiel zu haben bei der Herleitung des Namens „Samariter“. Doch weit gefehlt. Die Gesichter meiner Konfirmanden blieben genauso leer wie ihr Mund stumm. Nun mögen meine damaligen Konfirmanden nicht repräsentativ für die deutsche Bevölkerung gewesen sein. Aber angesichts neuester Umfragen, die belegen, dass vielen jungen, aber auch nicht mehr ganz so jungen Deutschen die Bedeutung vieler christlicher Begriffe und Traditionen fremd geworden ist, scheint es mir doch angebracht, die biblische Herleitung des Samariters hier kundzutun.

Der entsprechende Text steht im Lukas-Evangelium (Kapitel 10, Vers 25-37). Jesus wird da zunächst von einem Schriftgelehrten gefragt, was man denn tun müsse, um das ewige Leben zu ererben. Als er sich auf Jesu Rückfrage selbst die Antwort mit dem Doppelgebot der Gottes- und der Nächstenliebe gibt, fordert Jesus ihn auf, dies zu erfüllen. Ja, und dann stellt der fromme Mann die Frage, mit der er, wie wir selbst es in vergleichbarer Situation oft auch tun, wohl gern eine theoretische Erörterung eröffnen wollte: „Wer ist denn mein Nächster?“ Auf diese Frage geht Jesus nun aber nicht mit abstrakten Formeln ein, sondern erzählt vielmehr eine Geschichte. Die berichtet davon, wie zwischen Jerusalem und Jericho ein Mensch unter die Räuber fiel, ausgeraubt und halbtot geschlagen wurde. Sowohl ein Priester als auch ein Levit, ein Tempeldiener also, die da vorbeikamen, ließen ihn links liegen. „Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte er ihn“ (Vers 33). Und so versorgt der Samariter den Halbtoten, bringt ihn in eine Herberge und lässt ihn dort auf seine Kosten versorgen. Der Text im Lukas-Evangelium endet dann mit der ganz konkreten Frage Jesu an den Schriftgelehrten: „Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war?“ Ja, und da bleibt dem gelehrten Dogmatiker nun kein Ausweichen mehr. Und so antwortet er: „Der die Barmherzigkeit an ihm tat.“ Darauf Jesus: „So geh hin und tu desgleichen.“

Diese Antwort geben und erhalten zu müssen, muss den Schriftgelehrten geschmerzt haben. Denn ausgerechnet ein Samariter, also ein Bewohner der Landschaft Samaria, wurde ihm hier als „Vorbild“ vor Augen gestellt. Für einen frommen Juden waren die Samaritaner aber sozusagen das „Letzte“. Sie wurden auf Grund anderer Glaubenstraditionen als Ketzer angesehen. Und ausgerechnet solch einem ketzerischen Samaritaner musste der Schriftgelehrte nun bescheinigen, dass der das Gebot Gottes erfüllt hatte – nicht aber Priester und Levit, die dafür eigentlich „zuständig“ gewesen wären.

Wo die Not, das Leid, das Elend vom Wegesrand seine Stimme in der Gestalt eines unserer geringsten Brüder oder Schwestern erhebt, da sind, so sagt es uns diese Geschichte, Samariter gefragt, die über alle Grenzen hinweg die Liebe Gottes dem nahe sein lassen, der unter die Räuber dieser Welt fiel.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Wider den Stachel löcken

„Leg dich quer, dann bist du wer“, soll der Alte aus Rhöndorf, der erste Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland, Konrad Adenauer, als Rat für eine Polit-Karriere gegeben haben. Und solange mit diesem Querlegen auch ein sinnvolles Querdenken verbunden ist, lässt sich gegen diese Maxime nur wenig sagen. Anders sieht es schon aus, wenn hinter politischen Querschlägen nicht mehr steckt als die Absicht, dadurch in der Öffentlichkeit Aufmerksamkeit zu erregen. Der eigene Beitrag zu der jeweils in Rede stehenden Sache reduziert sich da zumeist auf den bloßen Widerspruch. Auch wenn dieser Widerspruch schon bald ungehört im Medienwald verhallt, so bleibt doch die Person, die da (wieder einmal) gegen den Stachel der Partei oder Regierung gelockt hat, in Erinnerung. Und das war und ist dann ja auch Zweck dieses Querlegens, dieses gegen den Stachel Löckens. Erspart wird einem Politiker dadurch unter Umständen nämlich das nur langsame Aufsteigen auf der Karriereleiter, die sogenannte mühselige „Ochsentour“. Mit dem letzten Stichwort sind wir dann auch schon in jenem Bereich gelandet, aus dem diese Redewendung stammt. Das Wort „löcken“ bedeutet nämlich ursprünglich soviel wie „ausschlagen“. Und gemeint ist damit der Ochse, der sich gegen den Stachel, gegen den Stock des ihn vorwärts Treibenden zur Wehr setzt. Schon in der Antike war diese Redewendung im römischen und griechischen Sprachraum geläufig. In unseren Sprachgebrauch hat sie Eingang über die Bibel gefunden. Paulus ist es, der sie bei der Schilderung seines Bekehrungserlebnisses vor Damaskus gebraucht, die er dem König Agrippa gibt (Apostelgeschichte 26,14): „Als wir aber alle zu Boden stürzten, hörte ich eine Stimme zu mir reden, die sprach auf hebräisch: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Es wird dir schwer sein, wider den Stachel zu löcken.“ Und in der Tat löckte der durch seine Bekehrung vom Saulus zum Paulus gewordene Verfolger der Christen nicht mehr gegen den Stachel seines Herrn, sondern wurde zu dem größten Missionar der Christenheit. Das allerdings auf einer Ochsentour, die mit dem Martyrium endete.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Nicht mehr wissen, wo rechts oder links ist

Mein Bekannter war ganz außer sich. „Was zuviel ist, ist zuviel. Ich weiß schon gar nicht mehr, wo rechts und links ist.“ In der Tat war da an jenem Morgen ein bisschen viel über ihn hereingebrochen: angefangen vom plötzlichen Fieber des Jüngsten über die nicht auffindbaren Autoschlüssel bis hin zum plötzlichen Stromausfall, der alles lahm legte. Verständlich, dass Menschen, auf die soviel auf einmal einstürmt, erst einmal etwas orientierungslos werden und nicht mehr wissen, was rechts oder links ist.

Sie befinden sich damit sozusagen in bester Gesellschaft mit jenen Menschen, denen in der Bibel bescheinigt wird, dass sie nicht wissen, was rechts oder links ist. Es sind die Einwohner der Stadt Ninive. Von ihnen wird im Buch Jona berichtet, dass Gott ihnen den gleichnamigen Propheten schicken will. Jona soll, so will es Gott, die Einwohner Ninives wegen ihrer Bosheit zur Buße bewegen. Doch Jona versucht, sich diesem Auftrag zu entziehen, was ihm freilich nichts nützt. Denn selbst aus dem Meer wird er mittels eines Walfisches von Gott gerettet. Als Jona Gottes Auftrag, Ninive seinen Untergang binnen 40 Tagen anzukündigen, endlich ausführt, hat sein Aufruf zur Buße wirklich Erfolg: „Als aber Gott ihr Tun sah, wie sie sich bekehrten von ihrem bösen Weg, reute ihn das Übel, das er ihnen angekündigt hatte, und tat's nicht“ (Jona 3,10). Dass Gott die Einwohner Ninives auf Grund ihrer Buße nun so ungeschoren davonkommen lässt, gefällt Jona aber keineswegs: „Ach, Herr, das ist's ja, was ich dachte, dass du gnädig, barmherzig, langmütig und von großer Güte bist“ (Jona 4,2). Nein, mit solch einem barmherzigen Gott möchte dieser Prophet nichts zu tun haben. Da wäre er doch lieber tot. Erst recht, als Gott ihm eine Staude, die Gott Jona zum Schattenspenden wachsen ließ, auch wieder nimmt. Der deswegen wieder zürnende Jona wird mit Worten zurechtgewiesen, auf die unsere Redewendung zurückgeht und mit denen das Buch Jona abschließt: „Und der Herr sprach: Dich jammert die Staude, um die du dich nicht gemüht hast und mich sollte nicht jammern Ninive, eine so große Stadt, in der mehr als hundertundzwanzigtausend Menschen sind, die nicht wissen, was rechts oder links ist, dazu auch viele Tiere?“ (Jona 4,10+11).

Gott ist und bleibt ein Liebhaber seiner Geschöpfe. So sagt es uns diese Geschichte. Auch wenn die bisweilen seinen Willen missachten und nicht mehr wissen (wollen), was nach Gottes Willen rechts und links ist. Die ausgebreiteten Arme Gottes warten dennoch auf alle Töchter und Söhne, die umkehren und den Weg zurückfinden zu Gott. Das mag manchem nicht gefallen. Und doch ist es so.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Jemandem das Leben sauer machen

„Mobbing“, so lautet ein Wort, das es vor Jahren noch gar nicht gab. Wie gesagt, das Wort gab es nicht. Die Sache, die mit diesem Ausdruck bezeichnet werden soll, gab es auch früher schon. „Der kommt mir ständig dumm“ oder „Die macht mich dauernd von der Seite an“ oder „Die wollen mich wohl vergraulen“ – so etwas hätte man früher gesagt, wenn man heute davon spricht, dass man gemobbt wird. Wer immer aber von anderen gemobbt wird, dem wird in jedem Fall das Leben sauer gemacht, so dass er nicht mehr viel Freude daran hat.

Das hätten auch die Israeliten von sich gesagt, als sie damals in Ägypten Zwangsarbeiten verrichten mussten. Damals, das war rund 1.200 vor Christus. Aus Angst, die so zahlreich gewordenen Israeliten könnten sich im Kriegsfall auf die Seite des Feindes schlagen, setzten die Ägypter Fronvögte über das Volk Israel ein, um sie mit Zwangsarbeit niederzuhalten. „Aber je mehr sie das Volk bedrückten, desto stärker mehrte es sich und breitete sich aus. Und es kam sie (die Ägypter) ein Grauen an vor Israel. Da zwangen die Ägypter die Israeliten unbarmherzig zum Dienst und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Ton und Ziegelei und mit mancherlei Frondienst auf dem Felde, mit all ihrer Arbeit, die sie ihnen auferlegten ohne Erbarmen“ (2. Buch Mose, Kapitel 1, Vers 12-14).

Verständlich, dass die Israeliten da „seufzten über ihre Knechtschaft und schrien, und ihr Schreien über ihre Knechtschaft kam vor Gott“ (2. Buch Mose 2,23). Und Gott hört das Schreien seines Volkes. Aus dem brennenden Dornbusch sagt er Mose bei dessen Berufung zu: „Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen und ihr Geschrei über ihre Bedränger gehört; ich habe ihre Leiden erkannt. Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie herausführe aus diesem Lande in ein gutes und weites Land, darin Milch und Honig fließt“ (2. Buch Mose 3,7+8).

Zu Gott in seiner Not rufen, wenn einem das Leben sauer gemacht wird – das wäre eine Konsequenz, die man aus diesem Text ziehen könnte. Denn der redet ja auch davon, dass Gott sich nicht blind und taub stellt gegenüber der Not seiner Menschenkinder. Und „herniedergefahren“ auch in die letzten Tiefen menschlichen Leides ist er in Christus. So sauer das Leben uns also auch gemacht werden mag, wir könnten wissen: da gibt es einen Leidensgenossen an unserer Seite, der uns begleitet. Vielleicht nicht in ein Land, wo Milch und Honig fließt. Aber allemal doch an den Tisch, wo wir durch das Brot und den Wein seiner Liebe für unseren Weg gestärkt werden.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Jemanden in der Hand haben

Ich sah es meinem Bekannten an. Er war verzweifelt. Und zugleich auch zornig. „Hat es mit deinem Beruf zu tun?“, fragte ich ihn, den eigentlich immer so erfolgreichen Geschäftsmann. Und da platzte es auch schon aus ihm heraus: „Was soll ich denn tun? Ich bin doch machtlos. Meinem Lieferanten bin ich doch völlig ausgeliefert. Der diktiert mir die Preise. Da kann ich nichts machen. Der hat mich in der Hand.“

In der Hand eines anderen Menschen zu sein – dieses Gefühl kennen auch viele Menschen, die auf ihrer Arbeitsstelle Tag für Tag Vorgesetzte antreffen, die vor allem eines demonstrieren möchten: ihre Macht. Was Menschen sich dabei an Schikanen einfallen lassen, um andere Menschen ihre Abhängigkeit spüren zu lassen, lässt sich wohl manchmal nur noch als teuflisch bezeichnen.

In ein „teuflisches Spiel“ war im wahrsten Sinne des Wortes auch der Mann geraten, dessen Leben von Gott in die Hand des Satans gegeben wurde: Hiob. Der Satan hatte nämlich Gott mit den Worten herausgefordert: „Strecke deine Hand aus und taste sein Gebein und Fleisch an: was gilt's; er (Hiob) wird dir ins Angesicht absagen“ (Hiob 2,5). Und Gott nimmt diese Herausforderung an: „Der Herr sprach zu dem Satan: Siehe da, er sei in deiner Hand, doch schone sein Leben“ (Hiob 2,6). Und so wird Hiob von schwerer Krankheit (Aussatz) heimgesucht (Hiob 2,7). Doch Hiob, der von Gott in die Hand Satans Gegebene, lässt die Hand Gottes nicht los. Seiner Frau, die ihn auffordert: „Sage Gott ab und stirb!“, entgegnet er: „Haben wir das Gute empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ (Hiob 2,10)

So wie Hiob kann nur der sprechen, der in Gott den Geber aller guten Gaben seines Lebens sieht und ehrt. Nur wer mit Dank das Gute aus Gottes Hand empfängt, wird diese Hand auch dann noch festhalten können und wollen, wenn sie uns alles zu nehmen scheint. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt“ (Hiob 1,21). Auch dies sagt Hiob. Und mit ihm all jene, die sich auch dann noch in den Händen Gottes wissen, wenn Mächte und Mächtige sich an ihnen vergreifen.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Hier lasst uns Hütten bauen

Unbehaust lebt keiner gern. Ein Dach über dem Kopf, möglichst in Form eines eigenen Hauses, ist darum der Traum nicht weniger Menschen. Zu dessen Erfüllung bedarf es des entsprechenden Grundstückes. Ist dieses dann gefunden, erklingen aus dem Mund der künftigen Hausbesitzer nicht selten die Worte: „Hier lasst uns Hütten bauen.“ Und selbiges ist oft auch dann zu hören, wenn Camper einen ihnen geeignet erscheinenden Zeltplatz gefunden haben. Dort, wo der Mensch sich sicher und geborgen fühlt, da möchte er dann auch gern Hütten bauen.

Genauso empfand auch der Mann, der diesen sprichwörtlich gewordenen Satz zum ersten Mal aussprach. Es war Petrus, der Jesus zusammen mit den Jüngern Jakobus und Johannes auf einen hohen Berg begleitete. Was dort geschieht, schildert der Evangelist Matthäus mit folgenden Worten (Kapitel 17,1-7): „Und er (Jesus) wurde verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht. Und siehe, da erschienen ihnen Mose und Elia; die redeten mit ihm. Petrus aber fing an und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein! Willst du, so wollen wir hier drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine und Elia eine.“

Der Berg wird hier also zum Ort, wo sich der Himmel auftut. Wo das geschieht, da ist dann allemal gut Hütten bauen. Und auch heute noch mögen die, die diesen Satz aussprechen, in sich einen Abglanz jener göttlichen Herrlichkeit und Geborgenheit verspüren, die diesen Worten ursprünglich innewohnt. Jede Hütte, jedes Haus wäre damit ein Abbild, ein Symbol für jenes Vaterhaus Gottes, in dem Gott seine Menschenkinder in Zeit und Ewigkeit geborgen sein lässt.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Seine Feuertaufe bestehen

Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. So sagt es ein Dichterwort. Und das ist sicherlich nicht falsch. Aber andererseits lehrt die Erfahrung auch, dass mit einem Anfang auch viel Angst verbunden sein kann. Davon kann wohl jeder Schul- oder Berufsanfänger ein Lied mit oft vielleicht gar nicht so lustigen Strophen singen. In diesen Chor werden auch all jene Sportler und Künstler einstimmen können, die ihren ersten Auftritt vor großem Publikum vor sich haben. Hat man schließlich aber doch alles gut hinter sich gebracht, dann bekommt man nicht selten bescheinigt, dass man seine Feuertaufe bestanden hat. Mit dem Gedanken, dass jemand seine Bewährungsprobe erfolgreich absolviert hat, hat der Begriff der Feuertaufe ursprünglich aber nichts zu tun. Das belegt jene Bibelstelle, von der sich diese Redewendung ableitet. Sie steht im Evangelium des Matthäus. Im Zusammenhang mit der Bußpredigt Johannes des Täufers, der auch Jesus getauft hat (Matthäus 3, 13-17), heißt es da in Vers 11: „Ich taufe euch mit Wasser zur Buße; der aber nach mir kommt, ist stärker als ich, und ich bin nicht wert, ihm die Schuhe zu tragen; der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen“.

Wenn von Johannes hier Wasser-Taufe und Feuer-Taufe gegenübergestellt werden, dann soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass Johannes von viel geringerer Bedeutung ist als der, der nach ihm kommt. In Jesus sahen und sehen die Christen jenen „Stärkeren“, den Johannes hier ankündigt. Die Verheißung, dass Christus mit Feuer taufen wird, sieht die christliche Gemeinde im Wunder von Pfingsten erfüllt, das in der Apostelgeschichte so beschrieben wird (Kapitel 2,1-4): „Und als der Pfingsttag gekommen war, waren sie alle an einem Ort beieinander. Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen. Und es erschienen ihnen Zungen zerteilt, wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeden von ihnen, und sie wurde alle erfüllt von dem heiligen Geist und fingen an, zu predigen in anderen Sprachen, wie der Geist ihnen gab auszusprechen“.

Eine sich von Pfingsten her verstehende Feuertaufe wäre dann also die, die Menschen befähigte, in einer Sprache zu sprechen, die alle verstehen: in der Sprache jener Liebe, die in Christus unter uns erschien und in der Kraft seiner Taufe unter uns gegenwärtig bleibt.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Ein Herz aus Stein

Meine Konfirmanden waren entrüstet. Sie hatten im Rahmen ihres Unterrichtes auf der Straße für ein Straßenkinder-Projekt von „Brot für die Welt“ gesammelt. Einige Passanten hatten auch etwas gespendet. Aber die meisten hatten nichts gegeben. Ja, von einigen Nicht-Spendern waren Kommentare abgegeben worden, die man besser nicht wiedergibt, weil sich darin ein Vorurteil an das andere reihte. „Die interessieren sich doch nur für sich selbst. Für andere haben die doch nichts übrig“ meinte eine Konfirmandin. Und ein anderer Konfirmand sagte: „Sowas von Hartherzigkeit habe ich noch nicht erlebt.“

Die Erfahrung, dass Menschen sich vom Schicksal anderer kaum rühren lassen, haben nicht nur meine Konfirmanden machen müssen. Diese Erfahrung ist zudem nicht eine, die man erst in unseren Tagen machen kann. Nein, dass es Menschen mit einem Herzen von Stein auch in früheren Zeiten schon gegeben hat, das belegen einschlägige literarische Werke wie Charles Dickens Weihnachtserzählung „A Christmas Carol“ oder das „Kalte Herz“ von Wilhelm Hauff. Und nicht immer geht es in der Wirklichkeit so zu, wie in den genannten Texten, wo die steinernen Herzen sich doch noch erweichen lassen. Um ein Herz von Stein aufzubrechen, dazu ist, wie die Bibel belegt, mehr als nur ein moralischer Appell nötig. Dass sich die Türen eines Herzens also öffnen und die Steine des Geizes, des Neides und der Selbstgerechtigkeit aus den Kammern des Herzens von uns herausgerollt werden, dazu gehört schon eine „Runderneuerung“ des Menschen. Wie die aussieht, hört sich als Verheißung Gottes bei dem Propheten Ezechiel so an: „Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischernes Herz geben. Ich will meinen Geist in euch geben und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und danach tun“ (Ezechiel 36,26+27). Um diesen erneuernden Geist, der die steinerne Herzen in solche verwandelt, in deren Kammern die Liebe Gottes wohnt, können wir immer nur für uns selbst und für andere bitten.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

In den Wind gesprochen

Wer etwas sagt, möchte auch gehört werden. Ja, zumeist verbindet sich mit dem Gesagten der Wunsch, dass sich andere das, was man da inhaltlich von sich gibt, zu Eigen machen. Diesen Wunsch haben nicht nur Eltern bei dem, was sie ihren Kindern mit auf den Lebensweg geben. Nein, diesen Wunsch haben umgekehrt auch die Kinder bei dem, was sie ihren Eltern zu sagen versuchen. Und natürlich verbinden professionelle Redner wie Politiker oder aber auch Geistliche mit den Inhalten, die sie an ihre Zuhörer weitergeben, die Hoffnung, dass diese auf fruchtbaren Boden fallen mögen. Nichts ist frustrierender, wie man neudeutsch sagt, als die Erfahrung, dass einem niemand richtig zugehört hat und erst recht nicht auf das hört, was man da unters Volk zu bringen versuchte. Kurzum: niemand redet gerne so, als ob es in den Wind gesprochen sei, sich also ungehört in alle vier Winde zerstreut. In der Tat muss man es ja auch als wenig sinnvoll ansehen, wenn jemand nur für sich selbst dahinredet, ohne dass irgendjemand ihn hört oder auf ihn hört.

Und dennoch gab und gibt es solche Leute. Sie gab es auch in jener Gemeinde, an die jener Brief gerichtet ist, in dem diese biblische Redewendung ursprünglich begegnet. Aus dem Brief des Paulus an die Gemeinde in Korinth erfahren wir, dass es in der dortigen Gemeinde Menschen mit der Gabe der Glossolie gab. Diese konnten also in Zungen reden. Darunter verstand und versteht man ein vom Geist Gottes erfülltes Reden in Verzückung. Auch Paulus sagt von sich: „Ich danke Gott, dass ich mehr in Zungen rede als ihr alle“ (1. Korintherbrief 14,18). Zugleich aber steht er diesem Reden kritisch gegenüber, weil es für andere unverständlich ist. Paulus wörtlich: „Wenn du Gott lobst im Geist (also mit Zungenreden), wie soll der, der als Unkundiger dabeisteht, das Amen sagen auf dein Dankgebet, da er doch nicht weiß, was du sagst? Dein Dankgebet mag schön sein; aber der andere wird dadurch nicht erbaut“ (1. Korintherbrief 14,16+17).

Damit ist für Paulus der entscheidende Maßstab genannt, ob etwas für eine Gemeinde hilfreich ist oder nicht: es muss die Gemeinde erbauen. Dieses Wort hat in der kirchlichen Tradition ein „Geschmäcke“ bekommen, das nach salbungsvollen frommen Geschwätz riecht. Bei Paulus ist damit gemeint, dass alle Geistesgaben in einer Gemeinde auch dem Nächsten dienen müssen. Diese Gaben sind sozusagen die Steine, aus denen sich der Bau der Gemeinde zusammensetzt. Wird der Nächste durch diese Gaben ausgeschlossen, so tragen sie nicht mehr zum Aufbau einer Gemeinde bei. Damit steht aber auch das Urteil des Paulus über die fest, die die Gabe der für andere unverständlichen Zungenrede haben: „Ihr werdet in den Wind reden“ (1. Korintherbrief 14,9). Dieser von Paulus genannte Maßstab, dass alles Reden – und sei es noch so hochgeistig – in den Wind gesprochen ist, wenn es nicht dem Nächsten dient, ist sicherlich auch für Prediger beherzigenswert. Ihnen empfahl ja schon Martin Luther, „den Leuten aufs Maul zu schauen“. Wo das geschieht, wird nicht in den Wind geredet, sondern ins Herz. Und das erbaut.

[[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Wie Sand am Meer

Jäger und Sammler waren unsere Vorfahren. Das liegt auch dem heutigen Menschen noch im Blut – um nicht zu sagen: in den Genen. Vor allem auf der Jagd befinden sich da viele Menschen – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Ein reichhaltiges Betätigungsfeld, seinen Jagdinstinkt zu erproben, bietet die sogenannte „Schnäppchen-Jagd“. War diese Jagd nach einem ansonsten teuren, jetzt aber ganz billigen Produkt erfolgreich, so wird der jeweilige Gegenstand wie eine Jagd-Trophäe zu Hause den restlichen Familienmitgliedern präsentiert. Verbunden sind diese Präsentationen meist mit dem Hinweis, dass man das einzige oder das letzte dieser begehrten Stücke „erbeutet“ habe. Erfolgt dann aus der Familien-Runde der Kommentar: „Diese Sachen gibt's doch überall wie Sand am Meer“, so trübt das den jeweiligen „Schnäppchen-Jagd“-Erfolg erheblich. Denn Dinge, die überall und reichlich, eben wie Sand am Meer, zu haben sind, stellen ja schließlich nichts Besonderes mehr dar.

Als etwas ganz Besonderes durfte sich hingegen der Mann ansehen, der in der Bibel mit dieser Redewendung „Wie Sand am Meer“ (ansonsten z. B. auch 1. Mose 32,13 + 41,19) in Verbindung gebracht wird: Abraham. Er gilt ja nicht nur in der christlichen Religion als „Stammvater des Glaubens“. Allein im Glauben an und im Vertrauen auf Gottes Verheißung (1. Mose 12,1-3) lässt Abraham alles hinter sich: „Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen. In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde.“

Die Erfüllung dieser Verheißung will sich aber anschließend auch nicht ansatzweise zeigen. Vor allem deswegen nicht, weil Abraham und seine Frau Sara keine Kinder bekommen. Als seine Frau Sara trotz ihres hohen Alters schließlich aber doch den Isaak zur Welt bringt, soll Abraham seinen einzigen Sohn Gott als „Brandopfer“ darbringen (1.Mose 22,2). Mit Isaak müsste Abraham aber den einzigen Garanten für die Erfüllung der Verheißung einer großen Nachkommenschaft opfern. Dennoch widersetzt sich Abraham Gottes Willen nicht. Dieser Wille findet seine Erfüllung schließlich dadurch, dass ein Widder statt Isaaks geopfert wird (1. Mose 22,13).

In der dann folgenden Wiederholung der Verheißung Gottes an Abraham begegnen auch die Worte unserer Redewendung (1. Mose 22,16-18): „Ich habe bei mir selbst geschworen, spricht der Herr: Weil du solches getan hast und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont, will ich dein Geschlecht segnen und mehren wie die Sterne am Himmel und wie den Sand am Ufer des Meeres, und durch dein Geschlecht sollen alle Völker gesegnet werden, weil du meiner Stimme gehorcht hast.“ Der Hebräerbrief, der diese Verheißung an Abraham aufnimmt (Hebräer 11,12) fasst den Glauben Abrahams in die Worte zusammen (Hebräer 11,1): „Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.“

Solch Glauben gegen den Augenschein kann auch unserer Hoffnung immer wieder Flügel verleihen, die uns über alle Wüsten des Lebens hinweg an das Gestade der verheißenen Erfüllung bringt. Wenn es dort Dinge so reichlich wie Sand am Meer gibt, könnten und sollten wir uns vielleicht an Abraham erinnern – und an Gott, der seine Verheißungen erfüllt.